



Neues aus der Stiftung

- Wohnen heißt zuhause sein! S. 3
- Forschungspreis der FDS im November verliehen S. 5
- Europa ganz konkret S. 7

Das Thema

- Selbsthilfe ist Teilhabe S. 8
- Wirkungen von Selbsthilfegruppen S. 10
- Selbsthilfegruppen – Gegenstand von Forschung und Wissenschaft? S. 12
- Nakos S. 14
- Wie barrierefrei werden wir sein? S. 16
- Wir stärken Selbsthilfe: SEKIS S. 18
- Selbsthilfe – Selbsthilfegruppe S. 19
- Martin Marquard zu den Aufgaben der Selbsthilfe S. 20
- Selbsthilfe in der FDS S. 21
- Die Berliner Selbsthilfe für Usher-Betroffene S. 22
- Eltern beraten Eltern von Kindern mit und ohne Behinderung e.V. S. 24
- Reale versus virtuelle Selbsthilfegruppen? S. 26
- SelbsthilfeVerband – FORUM GEHIRN e.V. S. 28
- Knoops Kolumne S. 30

Im Brennpunkt

- Auf Wiedersehen Martin Marquard S. 31
- Voneinander lernen – gemeinsam handeln S. 36
- Barrierefreier Arztbesuch S. 38
- Das Restaurant blisse 14 S. 40

Forum

- Einer dieser Tage ... S. 41
- Tu dir etwas Gutes an, fahr mal wieder U-Bahn S. 42
- Endlich rbb S. 44
- Mein Leben in deiner Wohngemeinschaft S. 45
- Sophie Charlotte – die vergessene (?) Königin S. 46
- Ist Comedy noch komisch? S. 48
- Qi – Energie und (Un-)Ruhe im Friedrichstadtpalast S. 49
- Musical-Comedy: Kiss me, Kate S. 50

Reisen

- Das Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung S. 51
- Von schadenfrohen Mistpfütenkrebsen S. 52
- Selbstständig reisen S. 54
- Und diesmal ging es an den Bodensee S. 56

Sport

- Sportkulturwochenende in der Villa Donnersmarck S. 58
- Moderne Schatzjäger S. 60
- Kurbeln was das Zeug hält S. 61

Leben & Lesen

- Olympiastadion S. 62
- Zeit und Weltreisen S. 63
- Das Internationale Artistenmuseum in Klosterfelde S. 64

Tipps und Termine

- Die Behindertenbeauftragte in Steglitz-Zehlendorf S. 65
- Die Behindertenbeauftragte in Steglitz-Zehlendorf S. 66

Selbsthilfe

Von wem

Und für wen?

Geht Dich nichts an?

Denkste!

Hendrikje Grunwald

2009 war ein Jubiläumsjahr für die Selbsthilfe. 10 Jahre Deutscher Behindertenrat und 25 Jahre Bestehen der NAKOS e.V. wurden gefeiert. Als WIR uns umhörten, was sich in der Welt der Selbsthilfe alles befindet, hatten wir schnell die Qual der Wahl: Welche Gruppen und hoch engagierten Menschen stellen wir vor, wie kann man dem Thema gerecht werden? Immer wenn WIR ins Grübeln über diese Fragen verfielen, halfen uns kleine „Elfchen“, das Wesentliche an dem Thema zu erkennen. „Elfchen“ sind kleine Verse, geschmiedet von der Schreibgruppe der Villa Donnersmarck, exklusiv zum Themenschwerpunkt Selbsthilfe. Sie finden diese hilfreichen Wegbegleiter ab Seite acht, verfasst auf Kassenzetteln, Briefumschlägen und vielen anderen Gegenständen, Wegbegleiter, die wie das Thema Selbsthilfe in unserem täglichen Leben eine Rolle spielen – oder wie es der Elfchen-Beitrag für die WIR formuliert: Geht Dich nichts an? Denkste!

Ursula Rebenstorf

Impressum

WIR

Magazin der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Herausgeber

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Redaktionsleitung

Thomas Golka/Ursula Rebenstorf

Fürst Donnersmarck-Stiftung

Dalandweg 19, 12167 Berlin

Fon: 030 - 76 97 00-27; Fax: -30

Email: wir@fdst.de; Internet: www.fdst.de

Gestaltung bleifrei Texte + Grafik

Titel Foto & Montage: bleifrei, Jürgen Brauweiler

Druck Nordbahn gGmbH, Werkstatt für Behinderte

Erscheinungsweise: 2 Mal im Jahr

Redaktionsschluss dieser Ausgabe 15. Dezember 2009

Fotos Hannelore Bauersfeld, Alexander Beck, Thomas Boldin, Doris Brandt, Jürgen Brauweiler, Bundesfilmarchiv, Einhorn e.V., flickr.com, Friedrichstadtpalast, Komische Oper Berlin, Helga Hofinger, Enno Hurlin, Thomas Golka, Ingo 2802, NAKOS, Heike Oldenburg, Ferdinand Ollig, Ursula Rebenstorf, Dirk Scharf, SEKIS, Stako, James Steakley, SWR, Günter Wieschendorf



*Geschäftsführer Wolfgang Schrödter überreicht den neuen Mietern Brot und Salz (oben)
Geselliges Beieinander auf der Housewarmingparty am 6.1.2010 (rechts)*



Wohnen heißt zu Hause sein!

Tempelhofer Appartements des Projekts „Wohnen mit Intensivbetreuung“ sind fertig

Rund 200 Menschen folgten am 6. Januar 2010 der Einladung der Fürst Donnersmarck-Stiftung zur „Housewarmingparty“ in den Tempelhofer Seelbuschring. In einer Jugendstil geprägten ehemaligen Kunstmöbelfabrik mit Blick auf den Teltowkanal baute die Voltage Projektentwicklungsgesellschaft im Jahr 2009 für die Fürst Donnersmarck-Stiftung zwei Etagen zu insgesamt 18 Appartements und drei weitere Einzelwohnungen aus. 17 Menschen werden in Kürze ihre Umzugskartons packen und je eines der Lofts beziehen. Die 30 m² großen Appartements sind ausgestattet mit unterfahrbarer Einbauküche, rollstuhlgerechtem Bad, Fertigparkett

und Vorsatzschalen für das eigene Pflegebett. Den Charme des Fabriklofts machen riesige Fensterfronten aus, die das Appartement mit Licht fluten.

Das Wohnen in den eigenen vier Wänden öffnet Menschen, die intensiv betreut werden müssen, ganz neue Dimensionen. Eine Videosprechanlage, ein modernes elektronisches Schließsystem, eine eigene Klingel und ein eigener Briefkasten ermöglichen einerseits Sicherheit und andererseits Privatatmosphäre. „Wohnen kann seit Fertigstellung der Appartements im Seelbuschring zu Hause stattfinden und nicht mehr auf einer Station“, bekräftigt Wolfgang Schrödter, Geschäftsführer

der Fürst Donnersmarck-Stiftung die Entscheidung der Stiftung, ambulante Wohnprojekte im Seelbuschring und ab Sommer 2010 in der alten Mälzerei in Pankow fertig zu stellen.

Ein Stück UN-Konvention in Tempelhof

Die Schaffung von individuellen Wohnformen für Menschen mit hohem Betreuungsbedarf wird – auch in der Selbsthilfebewegung – seit dem Inkrafttreten der UN-Konvention für die Rechte behinderter Menschen verstärkt gefordert. Auch die Bundesinitiative „Daheim statt Heim“ steht für den Ansatz, dass behinderte und auch ältere Menschen wie alle anderen auch zu Hause leben und dort ihre Unterstützung bekommen können. „Wir sind froh, mit unserem Projekt hier im Seelbuschring diese Forderungen aus dem sozialpolitischen Raum und aus dem Raum der Selbsthilfebewegungen umsetzen zu können“, bekräftigte Wolfgang Schrödter das Vorhaben der Fürst Donnersmarck-Stiftung auf der Eröffnungsfeier am 6. Januar 2010. Auch die Sozialstadträtin für den Bezirk Tempelhof-Schöneberg, Dr. Sybill Klotz, begrüßt „den Wechsel von einer vollstationären zu einer ambulant-komplementären Wohnform, wie sie die Konzeption der neuen Wohnform der Fürst Donnersmarck-Stiftung vorsieht.“ Sie sieht für das Land Berlin in der Ausdifferenzierung weiterer ambulanter Betreuungsformen eine bedeutende Entwicklung für den Gesundheitsstandort Berlin.

Pilotprojekt mit Nachahmungscharakter

Betreuer der künftigen Mieter, die zuvor im Frohnauer Fürst Donnersmarck-Haus für Assistenz und Pflege zuständig waren, wechseln ihren Standort und versorgen künftig die Mieter im Seelbuschring. Sie sind Garant für die selbstbestimmte Wohnform, die ohne eine vor Ort anwesende Pflege rund um die Uhr kaum vorstellbar

ist. „Die Leistungsfähigkeit der Pflegeeinheiten lässt Konzepte zu, die eigenes Wohnen ermöglichen“, erklärt Wolfgang Schrödter die Voraussetzungen des „Wohnens mit Intensivbetreuung“ kurz „WMI“.

Wissenschaftlich begleitet wird das neue Wohnen von der Alice-Salomon-Fachschule. Unter Federführung von Prof. Dr. Karin Wolf-Ostermann sieht ein Konzept vor, die neuen Mieter innerhalb der nächsten zwei Jahre zu begleiten und ihre soziale wie auch gesundheitliche Versorgungssituation zu untersuchen. „Uns interessieren die Faktoren, die zum Gelingen eines ambulanten Wohnens mit Intensivbetreuung beitragen, und unter welchen Voraussetzungen sich dieses Modellprojekt später in eine regelhafte Versorgung übertragen lässt“, fasst Karin Wolf-Ostermann das Vorhaben zusammen. Wichtig ist der Wis-



*Jugendstilfassade
Seelbuschring*

senschaftlerin, dass die neuen Mieter als Experten in eigener Sache zu Wort kommen und selbstbestimmt ihre Teilnahme an den Befragungen gestalten. Am Ende dieser Untersuchung soll ein interdisziplinäres Gesamtkonzept stehen, welches möglichst vielen Menschen mit Behinderungen, die auf eine intensive Betreuung angewiesen sind, eine Zukunftsperspektive eröffnet.

Ursula Rebenstorff



Forschungspreis der Fürst Donnersmarck-Stiftung im November verliehen

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung vergab am 6. November 2009 auf einer feierlichen Veranstaltung in der Berliner „Alten Kommandantur“, Unter den Linden 1, zum zweiten Mal den Forschungspreis zum Thema „Nachklinische Rehabilitation von Menschen mit Hirnschädigungen“. Rund 270.000 Menschen erleiden in Deutschland alljährlich schwere Hirn-Verletzungen. Meist sind Unfälle und Infarkte die Ursachen, allein in Berlin sind es etwa 11.000 Personen pro Jahr. Zunehmend sind auch junge Menschen ab dem 30. Lebensjahr betroffen. Schlaganfälle sind eine der häufigsten Ursachen von Berufs- und Erwerbsunfähigkeit. Die Rückkehr zu einem selbstbestimmten Leben zu fördern, ist das Anliegen der Stiftung bei ihrer Arbeit mit den Klienten und bei der Förderung von Forschung durch diesen Preis in der Neuro-Rehabilitation. Dabei sieht sich die Stiftung ganz nah bei den Intentionen des Stifters von vor über 90 Jahren, der auch die praktische Arbeit mit

v.l.n.r. Prof. Dr. Dr. Paul Walter Schönle, Prof. Dr. Susanne Trauzettel-Klosinski, Prof. Dr. Karl Wegscheider, Prof. Dr. Gereon R. Fink, Dr. Guidotto Fürst von Donnersmarck

der „wissenschaftlichen Verwertung“, wie es damals hieß, verbinden wollte.

Mit dem Forschungspreis will die Stiftung die Entwicklung wirkungsvoller Therapien fördern. Dr. Guidotto Fürst von Donnersmarck betonte in seiner Begrüßungsansprache die internationale Beteiligung und das hohe Niveau der eingereichten Arbeiten. Die eingereichten Arbeiten leisteten, ob preisgekrönt oder nicht, durchweg einen wertvollen Beitrag zur wissenschaftlichen Bearbeitung von Fragen in der Rehabilitation. Gleichzeitig drückte er seine Hoffnung und Erwartung aus, „dass die Teilnahme an dem Wettbewerb bewirkt, dass alle eingereichten Arbeiten die erhöhte Aufmerksamkeit und Verbreitung erfahren, die sie verdienen.“

Der mit 30.000 Euro dotierte Preis ging zu gleichen Teilen an Prof. Dr. med. Susanne Trauzettel-Klosinski aus Tübingen und Prof. Dr. Gereon Fink aus Köln. Prof. Trauzettel-Klosinski hat sich intensiv

mit der Post-Akuten Neurorehabilitation für Menschen mit Halbseitenblindheit nach erworbener Hirnschädigung auseinander gesetzt – 20 bis 30 Prozent der Menschen mit erworbenen Hirnschädigungen sind visuell beeinträchtigt. Ihre Arbeit zeigt, dass bei Betroffenen, die an einem halbseitigen Gesichtsfeldausfall beider Augen und dadurch unter starken Orientierungsstörungen und eingeschränkter Mobilität leiden, durch kompensatorisches, die raschen Augenbewegungen begünstigendes Training eine erhebliche Verbesserung des Sichtfeldes zu messen ist. Die Ergebnisse sollen zur Etablierung einer evidenz-basierten Seh-Neurorehabilitation nach erworbenen Hirnschädigungen beitragen und so den Betroffenen eine erhöhte Lebensqualität und den Wiedereinstieg in das Alltags- und Berufsleben ermöglichen. Der Juryvorsitzende Prof. Paul-Walter Schönle erläuterte die Entscheidung mit den Worten: „Die Arbeit ist auf hohem methodischem Niveau und von unmittelbarer praktischer Bedeutung, sie trifft den Kern der Ausschreibung.“

Prof. Fink erforscht die Modulation von neuronalen Netzwerken im Gehirn zur Funktionsverbesserung schlaganfallbedingter Defizite wie Halbseitenlähmungen. Mit Hilfe starker Magnetfelder stimuliert und hemmt er Bereiche des Gehirns, um die schlummernden Fähigkeiten des Patienten zu heben. Der Laudator Prof. Karl Wegscheider hob hervor: „Gereon Fink und seine Arbeitsgruppe werden für die überragenden wissenschaftlichen Leistungen zur Verbesserung von beeinträchtigten Hirnfunktionen durch Verhaltenstraining, medikamentöse Stimulierung oder technische Ansätze ausgezeichnet. Die Arbeiten schlagen die Brücke von der Grundlagenforschung zur klinischen Anwendung und haben hohe rehabilitative Relevanz für eine Vielzahl von Patienten, die im Alltag und Beruf an den Folgen ihrer neurologischen Erkrankungen leiden.“ In seiner Dankesrede betonte Professor Fink bei



Blumen für die Darsteller des P.A.N.-Films, der bei der Preisverleihung Premiere hatte

aller Freude über den Preis und die damit verbundene Ehrung der Wissenschaftler, um was es ihm und seinen forschenden Kollegen geht: „Der Kampf, denen zu helfen, denen es nicht so gut geht wie uns hier, eint uns alle hier.“ Diese aktuellen Forschungsergebnisse sollen auch in die Arbeit des P.A.N. Zentrums für Post-Akute Neurorehabilitation im Fürst Donnersmarck-Haus einfließen.

Zusätzlich zu den beiden Hauptpreisen sprach die Jury auch sechs besondere Belobigungen aus. Damit wurden herausragende Arbeiten hervorgehoben, die sich mit so unterschiedlichen Themen wie Kühlkleidung für Multiple Sklerose-Kranke oder mit einem standardisierten Training zur Lernrehabilitation oder mit dem Roboter-einsatz bei speziellem Armtraining beschäftigen.

Doch Preisvergabe und Feier bilden nicht den Schlusspunkt im Forschungspreis 2009 der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Es ist geplant, dass sich Preisträger und Belobigte bei einem Kolloquium vernetzen und ihr Wissen austauschen. Das Ziel ist dabei, die inhaltliche Arbeit weiterzuführen und die neurologische Rehabilitation zum Wohle der Klienten und Patienten weiter zu entwickeln.

Thomas Golka

Europa ganz konkret

Kooperation zwischen polnischem Reha-Zentrum und der Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Im Rahmen der Forschungspreisverleihung im November 2009 wurde eine Vereinbarung zur Zusammenarbeit zwischen dem „Gornoslaskie Centrum Rehabilitacji Repty“ und der Fürst Donnersmarck-Stiftung unterzeichnet. Wie kam es dazu?

Auf Anregung des Vorsitzenden des Kuratoriums der Fürst Donnersmarck-Stiftung wurde im Sommer 2008 ein erster persönlicher Kontakt zum Oberschlesischen Zentrum für Rehabilitation in Repten, Polen, hergestellt. Dieses Reha-Zentrum liegt in der Gemeinde Tarnowitz, heute Tarnowskie Gory, auf der Strecke von Berlin über Breslau nach Krakau, kurz vor Kattowitz, am westlichen Rand des ober-schlesischen Kohlereviere. Fürst von Donnersmarck ist Ehrenbürger von Tarnowitz und hatte anlässlich der Verleihung der Ehrenbürgerwürde den Mitbegründer des Reha-Zentrums, Prof. Andrzej Kwolek, kennen gelernt. Das Reha-Zentrum liegt heute auf dem Gelände, auf dem bis 1945 einer der Söhne von Fürst Guido, Graf Kraft Henckel von Donnersmarck, ansässig war.

Nach einem ersten Besuch einer Delegation aus Polen bei der Fürst Donnersmarck-Stiftung und einem beeindruckenden Gegenbesuch im Mai 2009, in Tarnowitz, wurde die Vereinbarung entwickelt. Ziele der Übereinkunft sind u. a. der fachliche Austausch von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die Zusammenarbeit bei der Begleitung der Rehabilitanden in den Alltag und die gemeinsame Unterstützung von Selbsthilfestrukturen



Schloßgarten zu Neudeck: Kapelle und Mausoleum von Fürst Guido Henckel von Donnersmarck (oben)

Fürst von Donnersmarck und Dr. Krystian Oleszczyk bei der Unterzeichnung (unten)

sowie die gemeinsame Entwicklung einer Rehabilitation, die Teilhabe ermöglicht.

Über erste konkrete Früchte der Kooperationsvereinbarung ist auch schon zu berichten: Zur Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Neurorehabilitation Ende letzten Jahres in Berlin lud die Fürst Donnersmarck-Stiftung zwei Mitarbeiter, der Klinik ein: Prof. Jozef Opara und Dr. Wieslaw Bury. Zugleich sind auch schon erste Schritte für eine Mitarbeit der Stiftung an der 50-Jahrfeier des ober-schlesischen Reha-Zentrums im März 2011 angedacht.

Thomas Golka



Selbsthilfe ist Teilhabe

Es gibt viele Beweggründe, warum sich behinderte Menschen und ihre Angehörigen zu einer Selbsthilfegruppe zusammenschließen und sich engagieren: um ein Stück Weges der Krankheit oder Behinderung gemeinsam zu bewältigen, Informationen auszutauschen, Beratungen angesichts einer aussichtslosen oder komplizierten Diagnose zu erhalten oder einfach Gleichgesinnte zu treffen, die sich in einer ähnlichen Lebenssituation befinden.

Mittlerweile blicken die Selbsthilfebewegung und viele Gruppen auf ein langjähriges Bestehen zurück: 2009 fei-

erte der „Deutsche Behindertenrat“, deren Existenz ohne die Selbsthilfebewegung nicht vorstellbar ist, seinen 10. Geburtstag. Auch die Nationale Koordinierungsstelle NAKOS e.V. beging 2009 ihr 25jähriges Jubiläum.

Was verbirgt sich eigentlich hinter dem Phänomen Selbsthilfe? Die Deutsche Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen e.V. (DAG SHG) definiert Selbsthilfegruppen als „freiwillige, meist lose Zusammenschlüsse von Menschen, deren Aktivitäten sich auf die gemeinsame Bewältigung von Krankheiten, psychischen oder sozialen Problemen

richten, von denen sie – entweder selber oder als Angehörige – betroffen sind, mit dem Ziel, die persönlichen Lebensumstände zu verändern, ihr soziales und politisches Umfeld mit zu gestalten.“

In Deutschland sind geschätzte 70.000 bis 100.000 Selbsthilfegruppen aktiv. Dabei reicht die Bandbreite von der klassischen Selbsthilfegruppe, die sich regelmäßig trifft und sich zu bestimmten Behinderungen oder Krankheiten austauscht, bis hin zu vielfältigen Foren im Internet. Durch den unübersichtlichen Selbsthilfedschungel lotst die Nationale Koordinierungsstelle für Selbsthilfe (NAKOS) mit Datenbanken, Orientierungshilfen und Informationsangeboten.

Das Engagement Einzelner in ihrer lokalen Selbsthilfegruppe und ihre Aufklärungsarbeit prägen das Selbstbewusstsein und die Kompetenz als Patient. Der Betroffene wird zum Experten in eigener Sache, ein Wissen, was auch vom professionellen Versorgungssystem im Zuge seiner Qualitätsentwicklung zunehmend nachgefragt wird. So organisieren Selbsthilfegruppen wie die Berliner Selbsthilfegruppe für Usherbetroffene mittlerweile Patientensprechstunden in Kooperationen mit Ärzten und Kliniken, veranstalten Tagungen und Symposien über Forschungsvorhaben zu ihrem Krankheitsbild, oder veröffentlichen Leitfaden für Patienten, wie das "Forum Gehirn e.V."

„Gemeinsam sind wir stärker“

Die Kompetenz durch die eigene Betroffenheit oder Behinderung, die Forderung nach gesellschaftlicher Teilhabe mündete in maßgebliche Landes- und Bundesgesetze und nicht zuletzt in die „UN-Konvention über die Rechte behinderter Menschen“. Ohne die Selbsthilfebewegung und ihr rund 30 Jahre politisches Engagement wären diese Ergebnisse nicht zustande gekommen. Ganz unterschiedliche Aufgaben stellen sich künftig der Selbsthilfebewegung. Der scheidende Berliner Landesbehindertenbeauftragte Martin Marquard spricht von

der UN-Konvention als einer „riesigen Chance“ auch für die Selbsthilfe. Das Bundeskompetenzzentrum bündelt die Erfahrungen aus der Selbsthilfe in Zielvereinbarungen mit Wirtschaftsunternehmen und die NAKOS erstellt Studien zu zukunftsrelevanten Themen der Selbsthilfearbeit.

Für den einzelnen Menschen mit Behinderung oder Erkrankung sind diese Fragen bisweilen zweitrangig. Er nimmt an Selbsthilfegruppen teil, da er sich in der Gruppe aufgehoben fühlt, sich nicht selbst erklären muss und von den anderen Teilnehmern Wertschätzung erfährt – Aspekte, die entscheidend für seine Lebensqualität sind. Dabei entspricht es dem Wesen von Selbsthilfe, dass die Gruppen selbst wissen, was gut für sie ist. Dazu brauchen sie keinen Träger und keine Institution aus der Behindertenhilfe. Wie ein partnerschaftlicher Dialog zwischen Institution einerseits und Selbsthilfegruppe andererseits dennoch gelingen kann, darüber sprachen WIR mit Mitarbeitern der Fürst Donnersmarck-Stiftung und einigen Vertretern der Gruppen, die sich zum Teil seit Jahrzehnten unter dem Dach der Stiftung treffen.

WIR danken an dieser Stelle all unseren Interviewpartnern, die uns wichtige Aspekte der Selbsthilfebewegung erläutert und uns Einblick in die Vielfalt der Selbsthilfearbeit gegeben haben.

Ursula Rebenstorf



Wirkungen von Selbsthilfegruppen

Der Blick der Wissenschaft

Annähernd drei Millionen Menschen mit sozialen oder gesundheitlichen Problemen engagieren sich in Deutschland in schätzungsweise 70.000 bis 100.000 Selbsthilfegruppen. Patienten mit einer chronischen Krankheit oder einer Behinderung, die in den Gruppen Verständnis und Motivation erlebt haben, Informationen und Beratung erhalten haben, haben offenbar einen Nutzen von ihrer Teilnahme. Doch wie steht es um die Objektivierbarkeit dieses Nutzens? Gibt es Wirkungen auf die Gesundheit? Wie sind die Wirkungen zu erklären?

Diese Fragen sind nicht einfach zu beantworten, da in der Selbsthilfeforschung ein zentrales methodisches Problem die Aussagekraft von Studien beeinträchtigt: Das Engagement in Selbsthilfegruppen kann nicht verordnet werden. Prospektive verblindete Wirksamkeitsstudien mit randomisierten Vergleichs- und Interventionsgruppen sind daher kaum machbar. Die beste wissenschaftliche Evidenz ist durch quasi-experimentelle und retrospektive Beobachtungsstudien zu erzielen. Mit statistischen Methoden können „Störvariablen“ ex post kontrolliert werden, aber nur in dem Maße, in dem sie erhoben werden, d.h. bekannt sind oder antizipiert werden können. Zusätzliche Schwierigkeiten entstehen bei der Interpretation von Studienergebnissen durch uneinheitliche Operationalisierungen des Begriffs Selbsthilfegruppen und oftmals unzureichende Angaben zu Methoden und Studiendesign in Forschungsberichten.

Im Zusammenhang mit dem besser gesicherten Wissen über die salutogenen und tertiärpräventiven Wirkungsweisen von Kommunikation und sozialen Bindungen



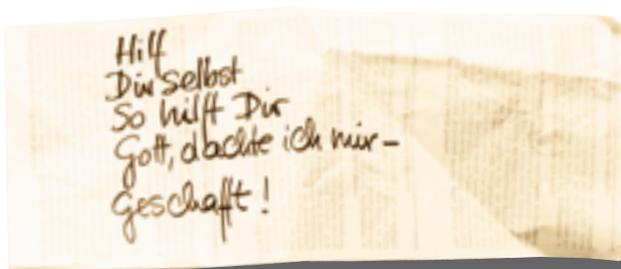
Prof. Dr. habil. Bernhard Borgetto,
HAWK Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst
FH Hildesheim/
Holzminden/
Göttingen
Studiengänge
Ergotherapie,
Logopädie,
Physiotherapie
Fachgebiet
Gesundheitsförderung und
Prävention
Goschentor 1
D-31134
Hildesheim
Tel.: 05121/881-
590
Fax: 05121/881-
590
E-Mail:
borgetto@
hawk-hhg.de

kann aus dem Stand der Selbsthilfeforschung ein allgemeines heuristisches Modell der Wirkung von Selbsthilfegruppen begründet werden (siehe Abbildung, S. 11).

Ausgangspunkt ist hierbei das Gespräch zwischen gleich Betroffenen bei der Teilnahme an Selbsthilfegruppen, bei geselligen Veranstaltungen einer Gruppe oder in der Beratung. Die „Selbsthilfe-Kommunikation“ beruht auf der ‚erlebten und erlittenen Kompetenz‘ der Betroffenen. Kommunikation steht dabei nicht nur für sich selbst, sondern auch für die sozialen Bindungen zwischen den Betroffenen, die durch das Engagement in der Selbsthilfe entstehen.

Untersuchungsergebnisse zu den Arbeitsweisen und Aktivitäten von Selbsthilfegruppen legen nahe, vier Dimensionen der Kommunikation zwischen Betroffenen zu unterscheiden, die in Umfang und Intensität vom Kontext der jeweiligen Selbsthilfeaktivität abhängen: Erfahrungsaustausch, Informationsvermittlung, Verbalisierung von Gefühlen und das zweckfreie Gespräch. Mit diesen Dimensionen sind unterschiedliche Wirkmechanismen verbunden, die aus der Stressforschung und der Psychotherapieforschung bekannt sind, zum Beispiel das Modell-Lernen, die Selbsterforschung, die gegenseitige emotionale Unterstützung, die Verbreiterung der individuellen Wissensbasis, die Aufarbeitung der Vergangenheit und vieles mehr.

Primäre Effekte der gemeinschaftlichen Selbsthilfe sind Verhaltensänderungen, die individuelle persönliche Entwicklung und die Entlastung beziehungsweise Stärkung sozialer Netzwerke. Von Verhaltensänderungen sind direkte Effekte auf die Gesundheit zu erwarten. Empirische Studien geben Hinweise darauf, dass dies insbesondere bei Selbsthilfegruppen von Suchtabhängigen, von Patienten mit Essstörungen und von Diabetikern der Fall ist. Eine rationalere Inanspruchnahme von Leistungen des professionellen Versorgungssystems und eine Erhöhung der



Compliance können den bisherigen Studien zufolge unabhängig von der jeweiligen Diagnose angenommen werden. Dadurch erhöhen sich Effektivität und Effizienz der Gesundheitsversorgung.

Die persönliche Entwicklung basiert auf den therapieähnlichen Wechselbeziehungen zwischen den Betroffenen. Es gibt Belege dafür, dass die Effekte von Gesprächs-Selbsthilfegruppen mit denen der Gruppenpsychotherapie vergleichbar sind. Selbsthilfegruppen verringern dementsprechend psychische Störungen und erhöhen subjektive Gesundheit und Lebensqualität.

Aus der Stressforschung ist bekannt, dass gelungene soziale Beziehungen die Krankheitsanfälligkeit allgemein herabsetzen und sich durch die Stärkung des körperlichen Abwehrsystems auch direkt auf die Gesundheit auswirken. Eine große Zahl von Untersuchungen hat bestätigt, dass die Teilnahme an Selbsthilfegruppen Partnerbeziehungen entlastet und stärkt, Beziehungen zu Familienmitgliedern und Freunden verbessert, sozial aktiviert und den Umfang des sozialen Netzwerks erhöht.

Ebenso konnten direkte Belege für salutogene und tertiärpräventive Effekte von Selbsthilfegruppen gefunden werden: Ver-

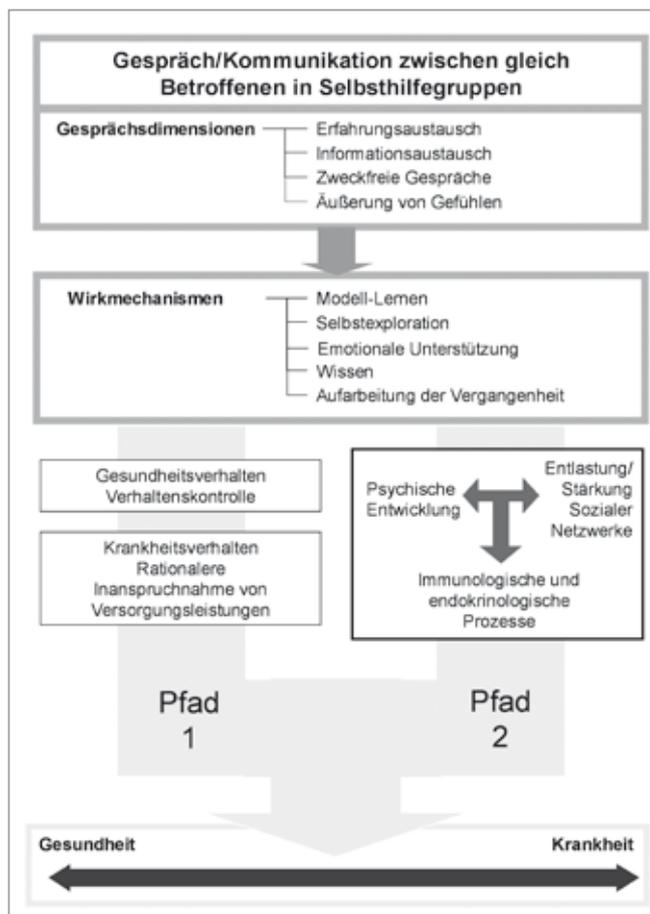
ringerung und Bewältigung von Suchtverhalten und anderem gesundheitsschädigenden Verhalten, Verringerung von Depressionen und depressiven Verstimmungen, Steigerung des subjektiven Wohlbefindens, des Selbstwertgefühls und der Lebensqualität sowie eine bessere Bewältigung von Krankheiten und Behinderungen.

Indirekte Hinweise auf die Verbesserung psychischer Störungen ergeben sich in mehreren Studien aus einer objektiv gemessenen deutlichen Verringerung der Inanspruchnahme von stationären Versorgungsleistungen durch Mitglieder von Selbsthilfegruppen für psychisch Kranke.

Obwohl die Evidenzbasis der Selbsthilfeforschung noch schmal ist, sind die bislang vorgelegten Ergebnisse doch viel versprechend. Nicht nur die allgemein aufgeschlossene Haltung gegenüber der Selbsthilfe, auch eine Verstärkung der Unterstützung und finanziellen Förderung der Selbst-

hilfe erscheinen gerechtfertigt. Dennoch sollten die Bemühungen um ein besseres Verständnis der Wirkungsweise von Selbsthilfegruppen fortgesetzt werden. Ziel der zukünftigen Forschung muss es sein, die höchstmöglichen Stufen der Evidenz zu erreichen, d.h. die Effekte möglichst direkt, objektiv und standardisiert zu messen, hochwertige qualitative Studien durchzuführen und die Ergebnisse angrenzender gesundheitswissenschaftlicher Forschungsbereiche stärker zu berücksichtigen.

Bernhard Borgetto



Einsam
mit Problemen
ist man hilflos
Lösungen gemeinsam erarbeiten,
Erfolg!

Selbsthilfegruppen - Gegenstand von Forschung und Wissenschaft?

Prof. Dr. phil Bernhard Borgetto, Medizinsoziologe und Gesundheitswissenschaftler an der Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst HAWK in Hildesheim, Mitbegründer der Clearing- und Dokumentationsstelle für Selbsthilfeforschung an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, beobachtet seit Jahren Selbsthilfegruppen, ihr Wesen und ihr Wirken.

Herr Prof. Borgetto, wie kooperativ verhalten sich Selbsthilfegruppen gegenüber der Wissenschaft, bei der sie selber Forschungsgegenstand sind?

Die Bereitschaft zur Zusammenarbeit ist sehr unterschiedlich. Es gibt Gruppen, die sich belästigt fühlen, und welche, die sehr offen sind. Die meisten Gruppen möchten das Thema Selbsthilfe fördern und sehen,

dass Forschung ein Weg ist, Informationen über Selbsthilfe zu verbreiten.

Wie gestaltet sich der Kontakt, welche Forschungsmethoden kommen zum Einsatz?

Wir verschicken Fragebögen mit recht guten Rücklaufquoten und führen qualitative Einzelinterviews mit einzelnen Mitgliedern von Selbsthilfegruppen oder Verbänden durch. Teilweise dokumentieren wir Veränderungen bei den an Studien teilnehmenden Selbsthilfegruppenmitgliedern über Monate hinweg und werten anschließend alles aus.

In Ihrem Gastbeitrag für die WIR kritisieren Sie die mangelnde Vernetzung bei der wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Worauf führen Sie das zurück?

Funktionierende Strukturen für vernetzte Zusammenarbeit haben sich im Laufe der Jahre aufgelöst. Anfang der 80er Jahre hat es eine sehr ergiebige Phase innerhalb der Forschung zu diesem Thema gegeben, da hat die Deutsche For-

schungsgemeinschaft einen Forschungsverbund zum Thema Selbsthilfe finanziert. In Freiburg haben wir vor rund zehn Jahren im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit eine „Clearing- und Dokumentationsstelle für Selbsthilfeforschung“ – eine virtuelle Internetdatenbank – eingerichtet, eine geeignete Plattform, mit der man eine wissenschaftliche Vernetzung herstellen könnte. Dafür und für andere Forschungsvorhaben gibt es heute keine Fördergelder mehr, so dass nun eine übergreifende Forschungsperspektive fehlt.

Sie erwähnen in Ihren Publikationen, dass eine aktive Teilnahme an einer Selbsthilfegruppe zu einer deutlichen Gesundung des Patienten führen kann und entsprechende Gruppen für das deutsche Gesundheitswesen zunehmend interessanter werden. Wie beurteilen Sie das aus wissenschaftlicher Sicht?

Dass es durch eine Teilnahme an einer Selbsthilfegruppe zu einer Verbesserung der Gesundheit und damit auch zu Einsparungen für das Gesundheitssystem kommt, ist plausibel. Wissenschaftlich fundierte Studien, die diesen Zusammenhang tatsächlich belegen, müssten aber erst mal durchgeführt werden. Es fehlen z.B. Untersuchungen, die Vergleiche ziehen zwischen Leuten, die gerne an einer Selbsthilfegruppe teilnehmen möchten, es aber aus verschiedenen Gründen nicht können, und denen, die Interesse haben und es auch tun. Bei der zweiten Gruppe entwickelt sich die Gesundheit tatsächlich nachweislich positiv, wenn dies anders wäre in der ersten Gruppe, so hätten wir bessere Belege für diesen Zusammenhang. Und was ist mit denen, die erst gar kein Interesse an Selbsthilfegruppen haben? Sind dies passive Patienten, die mit Selbsthilfe ohnehin nicht viel anfangen können und damit auch nicht z.B. von Ärzten motiviert und für die Wissenschaft erschließbar sind?

Wie werden Selbsthilfegruppen von Medizinern überhaupt wahrgenommen?

Eine rhetorische Aufgeschlossenheit ist auf jeden Fall da, aber nach all dem, was

ich mitbekomme, findet eine Kooperation im praktischen Alltag nicht statt. Wenn überhaupt, dann hört der Patient vom Arzt meist nur: „Sie könnten ja mal zu einer Selbsthilfegruppe gehen.“ Aber dass Ärzte sich wirklich damit auseinandersetzen, was es heißt, Patienten zu diesem Schritt zu motivieren und von sich aus mit Selbsthilfegruppen Kontakt aufzunehmen, das ist noch recht wenig verbreitet.

Was hat Sie als Medizinsoziologie persönlich dazu bewogen, über die Wirkungen von Selbsthilfegruppen zu forschen?

Den Ausschlag dazu gaben biografische Zufälligkeiten: Ich habe an der Universität Gießen lange Zeit in der Medizinischen Soziologie gearbeitet, gleich neben der Psychosomatik, der „Geburtsstätte“ der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Selbsthilfegruppen unter Michael Lukas Moeller. Ich habe im Anschluss eine Stelle bei der Deutschen Rheuma-Liga angetreten, und damit war ich mitten in der Selbsthilfe. Dort habe ich als hauptamtlicher Mitarbeiter in einem großen Verband erlebt und erfahren, was Selbsthilfe bedeuten kann. Das hat mich sehr fasziniert, und vieles habe ich von dort wieder mitgenommen in die Forschung, in der ich anschließend in Freiburg gearbeitet habe.

Wie stufen Sie die deutsche Selbsthilfearbeit im internationalen Kontext ein?

Im internationalen Vergleich, besonders im europäischen, stehen wir sehr gut da. Wir haben eine sehr ausdifferenzierte Struktur von Selbsthilfegruppen und Kontaktstellen, die nahezu flächendeckend ist, d.h. in nahezu allen größeren Städten findet man ein Selbsthilfebüro oder eine Kontaktstelle mit konkreten Ansprechpartnern. Das ist in den wenigsten anderen Ländern der Fall. Für Deutschland wäre es wünschenswert, herauszufinden, wie die einzelnen Gruppen sich in den vielfältigen Krankheitsbereichen unterscheiden. Selbsthilfe ist nicht gleich Selbsthilfe, da muss man genauer hinschauen!

Ursula Rebenstorf

NAKOS

Die Nationale Kontakt- und Informationsstelle zur Anregung und Unterstützung von Selbsthilfegruppen

Frau Hundertmark-Mayser, 2009 feierte NAKOS ihr 25-jähriges Jubiläum. Von allen Seiten wird Ihnen eine positive Bilanz beschieden. Wo stehen Sie heute?

Die NAKOS ist die bundeszentrale Auskunftsstelle für Fragen zur Selbsthilfe. Entsprechend erwarten Politik und Gesellschaft von uns bestmögliche, verlässliche und seriöse Informationen über die Akteure in der Selbsthilfe. Auch die in den letzten Jahren erfolgte strukturierte Beteiligung der Selbsthilfe in relevanten Gremien des Gesundheitswesens begünstigt diese Erwartung. Selbsthilfe hat sich aus ihrem Nischendasein herausbewegt und ist anerkannter Partner der professionellen Versorgung geworden. Wir wollen diesen Erwartungen begegnen.

Wo sehen Sie Ihre Aufgaben in den nächsten Jahren?

Die Vermittlung von Kontakten in die Selbsthilfe ist nach wie vor unsere zentrale Aufgabe. Wir werden weiterhin interessierte Bürgerinnen und Bürger an Selbsthilfekontaktstellen in ihrem Wohnort oder zu Selbsthilfvereinigungen zu ihrer Erkrankung oder Problemstellung vermitteln. Auch die Weitergabe von Wissen über die Möglichkeiten eines Selbsthilfeengagements für den individuellen Umgang mit chronischer Erkrankung und



Jutta Hundertmark-Mayser, stv. Geschäftsführerin NAKOS

Lebensproblemen wird zu unseren vorrangigen Aufgaben gehören. Aktuell planen wir ein größeres Projekt, in dem wir das Feld der Selbsthilfe „im Wandel“ beleuchten und die Entwicklung der letzten Jahre besser abbilden wollen. Dabei stehen Fragen des Angebotsspektrums, der Qualität der „Leistungen“ ebenso an wie nach der Unabhängigkeit und Neutralität von Selbsthilfegruppen.

Zurzeit untersucht NAKOS die Wirkung von Selbsthilfe in der virtuellen Welt. Was war der Anlass, und gibt es schon erste Ergebnisse?

Im Medienzeitalter findet der Austausch von Informationen und Erfahrungen über Erkrankungen und andere Lebensprobleme zunehmend im Internet statt. Dort kann man sich jederzeit informieren und mittels einer Vielzahl technischer Module wie Chats, Blogs und Foren mit anderen austauschen. Eine neue Kultur der Selbsthilfe entsteht im Internet. In unserem Projekt „Selbsthilfe und Neue Medien“ greifen wir diese Entwicklung auf und versuchen uns einen Überblick über Selbsthilfeangebote im Internet zu verschaffen. Erste Ergebnisse zeigen, dass fast

alle Verbände der bundes- und landesweit organisierten Selbsthilfe als auch die 280 Selbsthilfekontaktstellen über einen Internetauftritt verfügen und dort Informationen und Kontaktmöglichkeiten anbieten. Angebote zum virtuellen Austausch von Erfahrungen sind jedoch noch weniger verbreitet. Nur ein Drittel der bundesweiten Selbsthilfeorganisationen und -verbände betreibt ein Forum oder einen Chat, um den Austausch im Internet zu ihrer jeweiligen Themenstellung zu ermöglichen. Daneben gibt es aber eine Vielzahl von anderen Anbietern, die auf virtuelle Vernetzung und Kommunikation setzen und mit ihren Angeboten Themen aufgreifen, die von der organisierten Selbsthilfe teils gar nicht oder weniger facettenreich behandelt werden. Für den Umgang

mit Erkrankungen und Problemstellungen können sich beide Formen gut ergänzen. Insbesondere bei seltenen Erkrankungen und bei tabuisierten sozialen Themen (z.B. Mobbing, Mißbrauch) bietet das Internet Raum für Austausch und Vernetzung. Auch in Flächenländern mit einem Mangel an Versorgungsangeboten (bspw. Mecklenburg-Vorpommern) erweist sich das Internet als besonders geeignet als Verknüpfungsmöglichkeit zwischen Betroffenen und der Selbsthilfe.

Gleichzeitig erstellt NAKOS eine Studie zum Thema „junge Menschen in der Selbsthilfe – junge Menschen in die Selbsthilfe“. Damit zielen wir darauf ab, junge Menschen stärker auf Selbsthilfegruppen aufmerksam zu machen. Angebote der Beratung und Begleitung wie auch der Ansprache von jungen Menschen für ein Engagement in Selbsthilfegruppen werden überprüft und Beispiele der Selbsthilfegruppenarbeit junger Menschen sichtbar gemacht. Das beinhaltet auch Vorschläge für eine zielgruppengerechte und situationgerechte mediale Ansprache. Unsere Ergebnisse aus Befragungen der bundesweiten Selbsthilfeorganisationen und der örtlichen Selbsthilfekontaktstellen zeigen, dass junge Menschen eine besondere Ansprache brauchen, die sie in ihren jeweiligen Lebenszusammenhängen „abholt“. Dabei darf nicht nur die Krankheit oder das Lebensproblem im Mittelpunkt stehen. Vielmehr müssen auch Themen der Lebensplanung wie Ausbildung, Beruf, Partnerschaft und Familiengründung mit angesprochen werden. Wenn der Fokus zu eingeschränkt auf die Krankheits- oder Problembewältigung gelenkt ist, scheinen Selbsthilfeangebote eher eine abschreckende Wirkung zu haben. Auch in diesem Projektkontext stellen wir fest, dass das Internet besonders gut geeignet ist, um junge Menschen anzusprechen.

NAKOS

Die NAKOS ist seit über 20 Jahren die unabhängige Informations- und Vermittlungsinstanz im Feld der Selbsthilfe in Deutschland. Sie arbeitet zu grundsätzlichen Fragen der Selbsthilfearbeit, -unterstützung und -förderung, die über die problemspezifischen Themen einzelner Selbsthilfegruppen oder -organisationen hinausgehen.

Die NAKOS hat beste Kenntnis und Übersicht über die Vielfalt der Formen und der Themen, zu denen sich Menschen zusammen geschlossen haben. Als „Herzstück“ dieses Wissens dient die umfassende Datenbank zur Selbsthilfe in Deutschland.



Wie aktuell die Selbsthilfe für viele Menschen und wie relevant sie in ihrem Leben ist, belegen rund 40.000 monatliche Besuche auf dem Internetauftritt nakos.de sowie die jährlich rund 3.000 persönlichen Anfragen.

Über die Weitergabe von Adressen ermöglicht die NAKOS Interessierten Kontaktmöglichkeiten zu 360 bundesweit arbeitenden Selbsthilfeorganisationen, zu den 280 örtlichen Selbsthilfekontaktstellen mit 40.000 bei diesen registrierten Selbsthilfegruppen und zu Gleichbetroffenen.

Finanziert wird die NAKOS durch das Bundesministerium für Gesundheit, das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, sowie durch die Bundesverbände der Gesetzlichen Krankenversicherung.

www.nakos.de

Ursula Rebenstorf

Wie barrierefrei werden wir sein?

Das Bundeskompetenzzentrum für Barrierefreiheit und sein Engagement für Zielvereinbarungen

Am 2. Juli 2009 hat das Bundeskompetenzzentrum (BKB) seine Arbeit aufgenommen mit der Aufgabe, Zielvereinbarungsverhandlungen zwischen Behindertenverbänden und der Wirtschaft zur Herstellung von Barrierefreiheit anzubahnen und zu begleiten. Träger des Zentrums ist der „Verein der Behindertenverbände zur Umsetzung des Behindertengleichstellungsgesetzes“, ein Zusammenschluss aus Sozialverbänden, der BAG SELBSTHILFE, ihrer Mitgliedsorganisationen und anderen behinderungsspezifischen Verbänden. Erfahrungen aus der Selbsthilfebewegung fließen in die Arbeit des Bundeskompetenzzentrums ein, einige ihrer Akteure sind kontinuierlich an den Zielvereinbarungsverhandlungen beteiligt. Andreas Bethke, den Vorsitzenden des BKB, haben WIR ein halbes Jahr später befragt.

Das Bundesgleichstellungsgesetz ist seit sieben Jahren in Kraft. Warum nahm das „Bundeskompetenzzentrum Barrierefreiheit“ erst 2009 seine Arbeit auf?

Zuerst hat die Politik den Verbänden und der Wirtschaft die Vorgabe in die Hände gegeben, Zielvereinbarungen zu realisieren nach dem Motto „Macht was draus“. Gegründet wurde das Bundeskompetenzzentrum, nachdem sich gezeigt hat, dass nur wenige Zielvereinbarungen verhandelt wurden und dieser Auftrag kein Selbstläufer wird. Jetzt unterstützt der Bund die Umsetzung des Behindertengleichstellungsgesetzes auch mit etwas Geld, und die Verbände haben ihrerseits geklärt, wie

sie sich für die Erarbeitung von Zielvereinbarungen organisieren können.

Wie sieht der rechtliche Rahmen von Zielvereinbarungen aus?

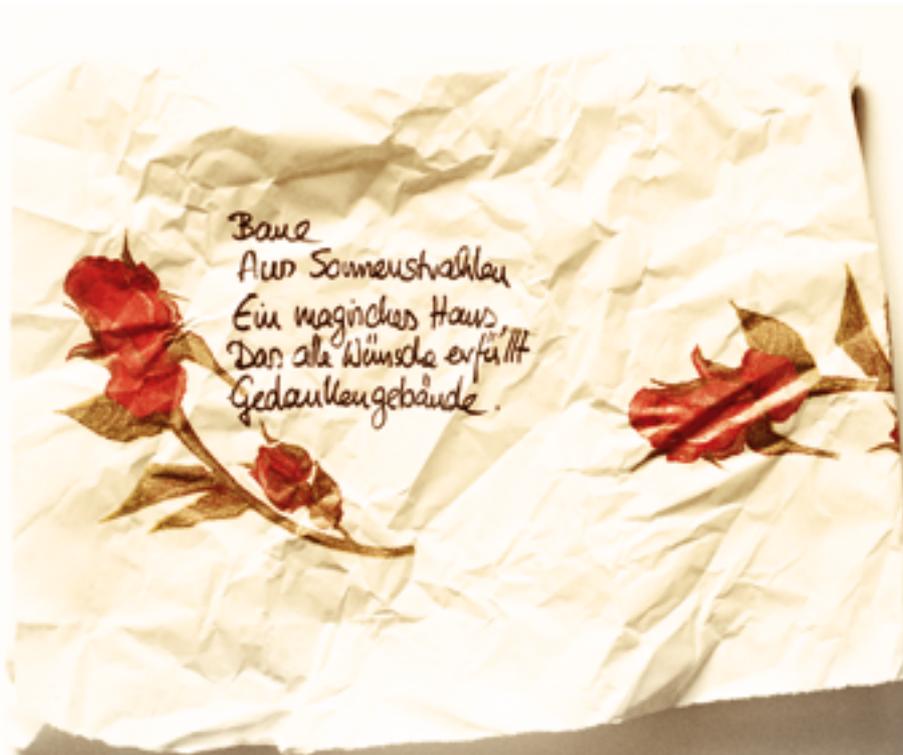
Eigentlich handelt es sich bei den Zielvereinbarungen um ein ziemlich schwaches Instrument. Wir haben laut Gesetz nur das Recht Zielvereinbarungsverhandlungen zu verlangen, nicht, welche abzuschließen. Wir können zwar verhandeln, welche Verpflichtungen in einer Zielvereinbarung drin stehen und wie sie umgesetzt werden können. Aber hierbei handelt es sich letztlich um Selbstverpflichtungen der Wirtschaft, es gibt keine vorgesehenen Sanktionsmöglichkeiten und wir haben keine Möglichkeiten, Verstöße gegen Vereinbarungen einzuklagen.

Was geschieht im Vorfeld von Zielvereinbarungen und wie kann man sich die Verhandlungen vorstellen?

Bevor wir in Verhandlungen treten, analysieren wir, wo eigentlich die Probleme im Zusammenhang mit Barrierefreiheit bestehen und welche technischen Lösungen wir im Gespräch anbieten können. Wir haben festgestellt, wenn wir selbst keine Vorstellungen davon haben, wie eine Lösung aussehen kann und wo ein möglicher Nutzen für das jeweilige Unternehmen liegt, ist eigentlich kaum ein Partner für eine Zielvereinbarung zu gewinnen. Viele Lösungsmöglichkeiten sind von Behindertenverbänden und zahlreichen Initiativen schon angedacht worden, diese Kompetenz können wir zusammentragen und einbringen, wir müssen oft gar nicht mehr von vorn anfangen. Wir haben mit unserem Zentrum die Möglichkeit zu entscheiden, was wir vertiefen, was wir vorantreiben wollen oder was wir ausbauen.



Andreas Bethke



Wie sieht der Fahrplan für die kommenden Jahre aus?

Wir haben in diesem Jahr 13 Projekte angestoßen und zehn weitere sind in der Pipeline für das nächste Jahr. Mit Hilfe eines Vorhabens möchten wir z.B. auswerten, warum es in manchen Teilen Deutschlands vermehrt zu Abschlüssen von Zielvereinbarungen kommt, wie in Rheinland Pfalz, und welche Voraussetzungen es dafür braucht. Wir haben relativ viele übergreifende Projekte, die sich etwa mit Denkmalschutz, Museen oder auch Internet und Barrierefreiheit beschäftigen. Besonders wichtig für einzelne Behindernungsgruppen sind Themen wie: barrierefreie Schulbücher oder einfache Behördensprache. Auf einzelne Unternehmen wiederum zielen Vorbereitungen für Zielvereinbarungsgespräche im Postverkehr und in der Telekommunikation.

Das Bundeskompetenzzentrum soll keinem Selbstzweck dienen, sondern in erster Linie die Kompetenz und die Handlungs-

Klemens Kruse,
Geschäftsführer
Bundeskompetenzzentrum
Barrierefreiheit
e.V. (BKB)
c/o Deutscher
Blinden- und
Sehbehinderten-
verband e.V.
Rungestraße 19
10179 Berlin
Tel.: 030 / 285
387 - 160
Fax: 030 / 285
387 - 200
E-Mail: info@kompetenzzentrum-barrierefreiheit.de
www.kompetenzzentrum-barrierefreiheit.de

fähigkeit der Verbände verbessern. Daher versuchen wir auch, die genannten Projekte bei den Verbänden anzusiedeln. Wir beauftragen keine kommerziellen Auftragnehmer oder Hochschulen, sondern handeln verbandsnah und stärken die Verbände.

Ursula Rebenstorff

Kontakt:
Andreas Bethke
DBSV-Geschäftsführer und Vorsitzender
des Bundeskompetenzzentrums Barrierefreiheit: Tel.: 030 – 28 53 87-1 80
E-Mail: a.bethke@dbsv.org

Wir stärken Selbsthilfe

Die Berliner Kontakt- und Informationsstelle SEKIS

Interview mit der Soziologin Karin Stötzner, seit 1985 leitet sie die Selbsthilfekontakt- und Informationsstelle SEKIS in Berlin, darüber hinaus ist Karin Stötzner 2004 durch die damalige Senatorin für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz Dr. Heidi Knake-Werner als Patientenbeauftragte für Berlin berufen worden.

Frau Stötzner, wie und wann ist SEKIS entstanden?

SEKIS wurde 1983 von einer Gruppe von Selbsthilfe-Initiativen gegründet, die vom Land Berlin forderten, dass selbstorganisierte Gruppen und Projekte als Teil gesellschaftlich notwendiger Arbeit mehr gefördert werden sollen.

Zu welchen Themen werden Ihre Angebote am meisten nachgefragt?

Die meisten Nachfragen gibt es zu den Bereichen Sucht und chronische Erkrankungen und v.a. seelische Erkrankungen; insbesondere Depressionen sind ein Thema der Zeit. Auch das Thema pflegende Angehörige ist wichtig. Vor allem aber suchen die Menschen Anschluss an andere Menschen, den Kontakt, die Einbindung in soziales Leben in der Nachbarschaft.

Ist Selbsthilfe in Form von Gruppentreffen aus Ihrer Sicht noch zeitgemäß?

Stichworte Individualisierung, Foren im Internet... Die Attraktivität von Selbsthilfegruppen ist ungebrochen. Die persönliche Nähe, das Teilen von Leid

und Erfahrung ist wichtig. Auch wenn besonders junge Leute das Internet nutzen, um sich in Foren auszutauschen. Oft gibt es eine Verdoppelung. Aus virtuellen Gruppen entstehen reale – und umgekehrt: Menschen, die sich in Gruppen kennen lernen, treffen sich auch im Netz. Das Internet nimmt der realen Selbsthilfe nichts weg.

Wie beurteilen Sie SEKIS und seine Angebote hinsichtlich sozial-politischer Relevanz in der Stadt?

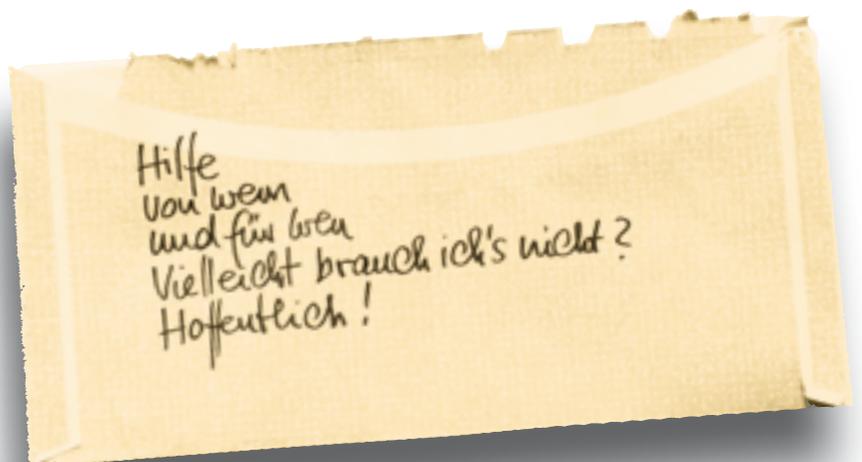
Wir sind nach wie vor ein sehr gefragter Partner zu den wichtigen Themen der Gesundheitsversorgung und der sozialen Vernetzung; das reicht von der Rollstuhlgerechtigkeit von öffentlichen Gebäuden bis zu Patientenbelangen. Sowohl Politiker als auch Krankenkassenvertreter und Ärzte fragen uns an und nutzen SEKIS als Mittler zu den Betroffenen-Initiativen. Aus dieser Arbeit heraus wurde ich 2004 zur Patientenbeauftragten berufen.

Wie sieht die Zukunft von SEKIS aus – finanziell, inhaltlich?

Existenzsorgen sehe ich im Moment keine, wenn auch nicht ganz einschätzbar ist, welche Auswirkungen die Wirtschafts- und Finanzkrise auf das Landesbudget und



Karin Stötzner



somit auch auf unsere Einrichtung haben wird. Die Selbsthilfe ist gut im Förderkonzept Stadtteilzentren aufgehoben. Inhaltlich entwickeln wir unsere Konzepte zur Arbeit mit den Stadtteilzentren weiter. Es ist uns ein Anliegen, die Selbsthilfe-Angebote lokal sichtbar zu machen und weiter zu stärken.

Helga Hofinger



SEKIS

unterstützt Selbsthilfegruppen und Initiativen in Berlin, Menschen, die sich engagieren wollen oder nach selbstbestimmten Hilfeformen suchen, sowie Professionelle, die in ihren Berufsreichen Selbsthilfe und Eigeninitiative von Betroffenen fördern wollen.

SEKIS ist ein überbezirklicher Knotenpunkt zur Unterstützung von Einrichtungen der Selbsthilfe und Nachbarschaftsarbeit. Fachpolitische und theoretische Grundlage ist das Konzept des Empowerments auf der Basis von Ganzheitlichkeit, Autonomie, Selbstbestimmung und Solidarität.

Neben SEKIS gibt es in Berlin zwölf regionale und drei unterstützende Selbsthilfezentren. Sie stellen Gruppen und Initiativen Räume zur Verfügung, unterstützen bei Gruppengründungen und bieten vielfältige Veranstaltungen und Beratungen für Hilfesuchende und Gruppenmitglieder an.

Gefördert wird SEKIS von der Berliner Senatsverwaltung für Gesundheit, Soziales und Verbraucherschutz sowie nach § 20 Abs. 4. SGB V von der AOK Berlin, dem VdAK Berlin, dem BKK Landesverband Ost und der IKK Berlin-Brandenburg.

SEKIS

Selbsthilfe Kontakt- und Informationsstelle
Albrecht-Achilles-Str. 65, 10709 Berlin
Tel. 030 - 892 66 02, Fax 030 - 890 285 40
E-MAIL: sekis@sekis-berlin.de
www.sekis-berlin.de

Patientenbeauftragte: Karin Stötzner
Büro der Patientenbeauftragten
Telefon (030) 9025-2010
Telefax (030) 9025-2501
patientenbeauftragte@senguv.berlin.de

Selbsthilfe - Selbsthilfegruppe

Was bedeutet das für mich?

Vorab steht die Selbsterkenntnis der eigenen Person, die richtige Erkenntnis seiner Eigenart, seiner Kräfte und die Grenzen, vor allem im Krankheitsfall, erst recht der daraus (vielleicht) entstandenen Behinderung. Schon Sokrates sah in der Maxime „Erkenne dich selbst“ die Vorbedingung aller Tugend.

Individuell wird probiert und versucht, inwieweit die eigene Kraft ausreicht, um das selbst gesteckte Ziel zu erreichen. Doch dann kommt die Erkenntnis, dass Hilfe, Anregung vonnöten sind, will man nicht „auf der Stelle treten“. So wird Ausschau gehalten nach Gleichgesinnten, um in Kontakt bzw. an Informationen zur Verbesserung seiner eigenen Situation zu kommen. Hat man dann noch einen gemeinsamen Treffpunkt – in meinem Fall die Villa Donnersmarck – gefunden, so steht der Entstehung einer festen Gruppe nichts mehr im Wege. Wobei Neue jederzeit willkommen sind. Allein die Regelmäßigkeit der Treffen, die Ablenkung von seiner eigenen Misere gibt der Psyche wieder Auftrieb. Zusammen mit professioneller Hilfe durch die Mitarbeiter der Stiftung wird auch das Selbstwertgefühl gestärkt, vorhandene Fähigkeiten werden gefördert oder wieder geweckt.

Am gesellschaftlichen Leben teilhaben, mich erfreuen wie ein gesunder Mensch, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, das ist mein Ziel.

Hannelore Jerchow

Menschen mit Behinderungen müssen selber zu Wort kommen

Der scheidende Landesbehindertenbeauftragte Martin Marquard zu künftigen Aufgaben der Selbsthilfebewegung, aus der er selbst kommt

Welche Bedeutung hat die Selbsthilfebewegung für das politische Ringen um Teilhabe von Menschen mit Behinderung?

Wenn wir uns heute die UN-Konvention angucken, wird durchgängig die Beteiligung der Menschen mit Behinderung verlangt. Ich glaube, dass auf dieser Grundlage die Bedeutung von Selbsthilfe noch zunehmen wird. Menschen mit Behinderung müssen selbst zu Wort kommen. Wir haben z.B. in Berlin schon seit Jahren bei allen Senatsverwaltungen Arbeitsgruppen zur Umsetzung des Landesgleichberechtigungsgesetzes, in denen auch immer Betroffene mitarbeiten, die aufgrund ihrer Erfahrungen und Interessen hohe Kompetenz erworben haben.

Bei vielen Menschen zeichnet sich eine gewisse Gruppenmüdigkeit ab, insbesondere junge Menschen sind zunehmend von einem Hang zur Individualisierung gekennzeichnet. Wie erklären Sie sich das?

Wir haben häufiger darüber nachgedacht, warum in den Organisationen kein Nachwuchs da ist, obwohl es viele behinderte Jugendliche gibt. Vielleicht haben wir schon so viel erreicht, dass für die Jugend keine Notwendigkeit mehr besteht zu kämpfen? Ich glaube, es gibt trotzdem so viele Probleme, z.B. im Bereich der Eingliederungshilfe oder beim persönlichen Budget, dass es sich auch für jugendliche behinderte Menschen lohnt, sich zusammenzuschließen. Manche sind vielleicht auch desillusioniert und denken, ach, es nützt ja doch nichts – aber das ist ein Trugschluss. Es ist dringend notwendig, dass man sich weiterhin engagiert.

Gerade behinderte Menschen dürfen nicht damit rechnen, dass es ihnen immer so gut geht – das kann auch ganz schnell wieder anders werden.

Interessanter Weise wird Selbsthilfe verstärkt nachgefragt, und gleichzeitig ist es gar nicht so einfach, die entsprechenden Leute zu finden, die sich aktiv beteiligen. Wie sehen Sie das?

Als die neue Selbsthilfe in den 80er Jahren entstand, hatten wir eine große Zeit: Wir sind auf die Straße gegangen und haben protestiert. Wir haben uns zusammengeschlossen, uns zu Wort gemeldet und fühlten uns stark. Inzwischen haben wir einiges erreicht – es gibt Gremien, wir haben gesetzliche Mitbestimmungsrechte.



Martin Marquard

Jetzt geht es natürlich darum, am Tisch zu sitzen und zu verhandeln – aus einer mit dem Landesgleichberechtigungsgesetz im Hintergrund gestärkten Position heraus. Man muss die Mittel und Instrumente, die wir jetzt haben, auch wirklich nutzen. Wir sollten in den eigenen Reihen dafür werben, dass die Menschen sich engagieren und in Gremien mitarbeiten. Wenn wir die UN-Konvention wirklich so umsetzen wollen, wie sie gedacht ist, dann brauchen wir in allen Bereichen die Mitwirkung der Betroffenen – das ist eine riesige Chance.

Thomas Golka/Ursula Rebenstorf



Sich gegenseitig stärken

Selbsthilfe in der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Das Besondere war die Offenheit, mit der die Aphasikerselbsthilfegruppe als erste Selbsthilfegruppe vor knapp 30 Jahren in der blisse 14 willkommen geheißen wurde. Die Mitarbeiter des Cafés blisse 14 und des damaligen Sozialtherapeutischen Zentrums förderten zu Beginn der Selbsthilfebewegung Menschen mit Behinderungen bei der Gründung einer Selbsthilfegruppe und konnten mit dem Café entsprechend rollstuhlgerechte Räumlichkeiten zur Verfügung stellen. „In einem behindertenpolitischen Klima, dass stark von einer stationären Unterbringung von Menschen mit Behinderungen geprägt war, fand diese Offenheit gerade bei Selbsthilfegruppen Anklang“, berichtet Annemarie Kühnen-Hurlin, Leiterin der blisse 14 und der Villa Donnersmarck der Fürst Donnersmarck-Stiftung, im Rückblick. Viele Gruppen fanden ihren Weg in den 80er Jahren in die blisse 14 und sind bis heute geblieben.



Annemarie
Kühnen-Hurlin



Monika Maraun

Gruppen der "zweiten Generation" finden auch heute den Weg in die blisse 14. Mitte der 90er Jahre stellte sich der Kontakt zwischen Barbara Hein, Gründerin der Usher-Selbsthilfegruppe und der blisse 14 her. „Die damalige Leiterin der blisse 14, Monika Markowitz, rief mich an und fragte, was sie für uns tun könnte, das war für uns, die sich mit einer unheilbaren und regressiven Krankheit zurechtfinden mussten, etwas völlig Neues“, erinnert sich Barbara Hein.

Mittlerweile tauschen rund 20 Selbsthilfegruppen in der Blissestraße und in der Villa Donnersmarck Erfahrungen und Alltagserlebnisse aus, besprechen die neuesten Ergebnisse in der medizinischen Forschung zu ihrer Erkrankung oder veranstalten einfach nur einen gemütlichen Stammtisch. „Die Stiftung bietet Raum für Menschen mit Körperbehinderung, die sich innerhalb der Selbsthilfegruppen stär-

ken möchten“, beschreibt Monika Maraun, Koordinatorin für Selbsthilfegruppen der Fürst Donnersmarck-Stiftung den Ansatz.

Einmal im Jahr lädt Monika Maraun alle Gruppensprecher zu einem gemeinsamen Treffen ein. Im Vordergrund steht das gegenseitige Kennenlernen der sehr unterschiedlichen Gruppen und der Erfahrungsaustausch, wie andere Menschen mit ihrer Betroffenheit oder Erkrankung umgehen. „Es entspricht dem Wesen von Selbsthilfe, dass die Gruppen in erster Linie selbst wissen, was gut für sie ist, wir als Institution treten erst dann hinzu, wenn die einzelne Gruppe es wünscht“, erklärt sie. So regeln die Gruppen ihre Angelegenheiten selbst und wenden sich an Monika Maraun, wenn sie einen Dozenten zu einem bestimmten Thema einladen, eine Patientensprechstunde organisieren möchten, technisches Equipment oder einfach nur ein offenes Ohr für Probleme innerhalb der Gruppe oder für einen einzelnen Betroffenen benötigen.



Seit den Anfangsjahren hat sich die Selbsthilfe stark verändert. „Die Selbsthilfebewegung hat sich zu einer sozialpolitischen Stimme entwickelt, die ihre Interessen selbstbewusst vertritt“, fasst Annemarie Kühnen-Hurlin zusammen. Aber auch wenn die medizinischen Möglichkeiten z.B. nach einem Schlaganfall oder der Diagnose Multiple Sklerose sich kontinuierlich verbessern, bleiben der Kontakt untereinander und die gegenseitige Unterstützung wesentliche Basis der Selbsthilfearbeit – darin sind sich die Betroffenen einig.

Ursula Rebenstorf

„Hier fühlen wir uns verstanden“

Die Berliner Selbsthilfegruppe für Usher-Betroffene der Pro Retina e.V.

Es war die Erkrankung des eigenen Sohnes, die Barbara Hein zu einer Expertin für das Usher Syndrom werden ließ. Benannt nach dem schottischen Augenarzt Charles Usher vor rund 100 Jahren, handelt es sich bei dieser seltenen Erbkrankheit um eine doppelte Sinnesbehinderung. Menschen, die bereits seit Geburt schwerhörig oder gehörlos sind, erblinden zunehmend durch eine Netzhautdegeneration. Rund 5000 Menschen sind bundesweit vom Usher Syndrom betroffen. Konfrontiert mit der äußerst seltenen Behinderung suchte Barbara Hein schon früh nach Kontakten zu anderen Betroffenen und ihren Angehörigen. „Über die PRO RETINA traf ich andere Usher-Betroffene und merkte schnell, dass ein Bedarf bestand, sich auszutauschen, gesellig beieinander zu sein, aber auch, um aktuelle Informationen aus der Forschung zu erhalten“, schildert Barbara Hein.

Die Idee einer Selbsthilfegruppe wurde im Juni 1996 auf einer mitternächtlichen Informationsfahrt der Berliner U-Bahn zugunsten des „Förderverein Forschung Contra Blindheit – Initiative Usher-Syndrom e.V.“ geboren. Dort legte Barbara Hein zusammen mit Monika Markowitz und Annemarie Kühnen-Hurlin von der blisse 14 den Grundstein künftiger Zusammenarbeit. Unter dem Dach der PRO RETINA Deutschland e.V. gründete Barbara Hein im November 1998 zusammen mit Dr. Hans-Jürgen Krug die Usher-Selbsthilfegruppe, und man traf sich fortan in der blisse 14. Schon bald wuchs die Gruppe auf 20 Personen an, eine Besonderheit angesichts der Erkrankung: „Für



Menschen mit doppelten Sinnesbehinderungen ist der Kontakt zur Außenwelt, aber auch der Anblick von anderen Betroffenen, deren Zustand sich fortschreitend verschlechtert, oft schwer zu ertragen“, beschreibt Barbara Hein den typischen Konflikt der an Usher erkrankten Menschen. Der Zusammenhalt untereinander ist entsprechend groß. Der Alltag stellt Menschen mit Usher-Syndrom vor hohe Anforderungen, stoßen sie mit ihren oft nicht sichtbaren Sinnesbehinderungen auf vielerlei Barrieren. „Sich gegenseitig zu stärken und Selbstbewusstsein für den Alltag zu entwickeln ist den Mitgliedern der Usher-Gruppe daher wichtig.“ Für viele ist jeder Tag eine praktische Herausforderung, die bewältigt werden muss, daher ist ein Kreis, wo man sich nicht erklären muss, wo man aufgehoben ist und wertgeschätzt wird, für viele von uns ein Lichtblick“, erklärt Barbara Hein.

In den Gruppentreffen wurde immer wieder deutlich, dass die medizinische Versorgung und Forschung am Krankheitsbild für Usher Betroffene in Deutschland noch in den Kinderschuhen steckt. Oft ist interdisziplinäre und gut vernetzte Zusammenarbeit von Fachärzten für Augen- und Ohrenheilkunde entscheidend bei der Behandlung und Diagnose. „Eigentlich hatten Usher-Betroffene in Deutschland keine medizinische Anlaufstelle, wo sie das Gefühl hatten, rundum gut versorgt zu sein“, bestätigt Barbara Hein. Deshalb wurde von in der PRO RETINA organisierten Usher-Patienten nachdrücklich der Wunsch nach einer interdisziplinären Sprechstunde an der Berliner Charité geäußert. Voraussetzung für die Etablierung einer solchen Sprechstunde war die enge Kooperation der Klinik für Audiologie und Phonatrie unter Herrn Prof. Dr. Manfred Gross mit Herrn Prof. Dr. Klaus Rüther von der Augenklinik der Charité, Campus Virchow-Klinikum. Anfang 2008 war es dann soweit: Unter Einbeziehung diverser Beratungsstellen konnte damit eine entscheidende Versorgungslücke für das Usher-Syndrom

Kontakt:
Pro Retina e.V.
Ushergruppe Berlin/Brandenburg
Ansprechpartnerin: Barbara Hein
Tel.: 030 824 64 99

Monatlicher Gesprächskreis mit Roger Reichardt vom „Hörbehinderten-Beratungs- und Informations-Zentrum (HörBIZ)“, Tel.: 030/32 60 23 75 E-Mail: charlottenburg@hoerbiz-berlin.de

Usher Sprechstunde an der Charité Berlin. Anmeldung über Barbara Hein, Tel.: 030/824 64 99 oder E-Mail: ushersprechstunde.berlin@pro-retina.de

geschlossen werden. Hier können Usher-Betroffene neben medizinischen Diagnosen eine umfassende Beratung zu sozialen Fragen und Hilfsmittelbedarf erhalten.

Dank zunehmend selbstbewussterer Patienten und dank des hohen Engagements von Menschen wie Barbara Hein ist Usher mittlerweile Thema internationaler Symposien. Auch weckt die Tatsache, dass innerhalb der letzten Jahre eine Vernetzung der Grundlagenforscher stattgefunden hat und bereits 80 Prozent der Gene lokalisiert sind, die Usher verursachen, große Hoffnung. So gibt es beispielsweise in den USA bereits klinische Studien zum Usher-Syndrom, bei denen die Personen nach ihrem speziellen Gendefekt differenziert werden. Doch sind ein Psychologe, der für die Erkrankung von Usher Betroffenen aufgeschlossen ist, die gesellschaftliche Anerkennung der Taubblindheit als eigenständige Krankheit und ein eigenes Merkzeichen „tbl“ im Schwerbehindertenausweis für taubblinde Menschen Anliegen, die für die Usher-Selbsthilfegruppe in der blisse 14 Wegweiser für ihre Zukunft sind.

Ursula Rebenstorf



Simone Wespel, Dr. Christine Stamm, Barbara Hein, Prof. Dr. Klaus Rüther, Prof. Dr. Manfred Gross, Roger Reichardt

Mehr als eine klassische Selbsthilfegruppe

Über die Arbeit von „Eltern beraten Eltern von Kindern mit und ohne Behinderung e.V.“ – ein Gespräch mit Koordinatorin Cornelia Menzel

In unserer modernen Gesellschaft werden immer weniger Kinder geboren. Oft ist der Nachwuchs sorgfältig geplant, und selbstverständlich gibt es die Erwartung, dass die Nachkommen gesund und möglichst „perfekt“ sind. Nicht für alle Eltern erfüllt sich dieser Wunsch. Trotz medizinischen Fortschritts und Pränataldiagnostik kommen Kinder mit körperlichen oder geistigen Beeinträchtigungen auf die Welt.

Die Eltern stehen vor der Herausforderung, die Behinderung ihres Kindes zu verarbeiten und zu akzeptieren. Zeitgleich sind sie mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert, die oft Neuland für sie bedeuten. Die Suche nach Ärzten und Therapeuten, Antragstellungen bei Ämtern, die Organisation des Familienalltags – all das bringt sie an die Grenzen der Belastbarkeit.

Austausch mit Gleichbetroffenen

Helfen kann in vielen Fällen der Austausch mit Gleichbetroffenen wie ihn Selbsthilfegruppen bieten. Der Verein „Eltern beraten Eltern von Kindern mit und ohne Behinderung e.V.“ (EbE) wurde vor rund 25 Jahren als klassische Selbsthilfegruppe gegründet. „Eltern von Kindern mit Beeinträchtigungen trafen sich damals in großen Runden zum lebhaften Austausch“, sagt Cornelia Menzel, Koordinatorin des Vereins und selbst Mutter eines Sohnes mit Down-Syndrom.

Vor allem Tipps für den Umgang mit Behörden waren gefragt. „Man kann es



Cornelia Menzel sich jetzt kaum mehr vorstellen, aber noch Anfang der 1980er Jahre war es nicht selbstverständlich, mit Kindern mit Beeinträchtigungen offensiv nach außen zu gehen“, so Cornelia Menzel.

EbE bietet Hilfe zur Selbsthilfe und ist offen für alle Arten von Beeinträchtigungen. Dazu gehören Wahrnehmungsstörungen genauso wie Lernschwierigkeiten und alle anderen Formen körperlicher oder geistig-seelischer Einschränkungen. EbE hat seine Konzepte im Lauf der Jahre stetig weiterentwickelt. Das Team besteht aus acht hauptamtlichen Mitarbeiterinnen, die teils selbst Mütter von Kindern mit Behinderung sind, sowie einer Gruppe von ca. 20 Ehrenamtlichen, „die wie Satelliten um EbE kreisen“.

Laut Cornelia Menzel hat sich der Zeitgeist verändert. Es gibt immer weniger Eltern, die sich ehrenamtlich und persönlich engagieren wollen. Es scheint eine



Eltern beraten Eltern

von Kindern mit und ohne Behinderung e.V.

gewisse Gruppenmüdigkeit zu herrschen. Betroffene gehen oft einen individuellen Weg, holen sich ihre Informationen aus dem Internet oder tauschen sich in Foren aus.

Findet der Austausch heute auch weniger im Gruppensetting statt, so ist das Gespräch mit Personen, die ein ähnliches Schicksal teilen, also ein Kind mit gleicher Beeinträchtigung wie das eigene haben, hilfreich. Aus diesem Grund werden Beratungen bei EbE nach Möglichkeit immer von zwei Personen durchgeführt – von der hauptamtlichen Beraterin gemeinsam mit einer ehrenamtlichen.

In welchen Situationen kommen die Eltern?

Es gibt laut Cornelia Menzel typischerweise ganz bestimmte Schnittstellen, an denen Beratung gefragt ist. Sozialarbeiterinnen in Krankenhäusern verweisen an EbE, wenn Mütter durch die Pränataldiagnostik von der Behinderung des ungeborenen Kindes erfahren. „Zu diesem Zeitpunkt kommen in der Regel auch noch die Väter mit, sagt Frau Menzel, „später sind es überwiegend die Mütter alleine“. Hauptsächlich drehen sich die Fragen der werdenden Eltern darum, ob sich die Betreuung eines behinderten Kindes mit dem Beruf vereinbaren lässt.

Nach Diagnoseeröffnung, also wenn feststeht, dass ein Kind z.B. Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitätsstörung (ADHS) hat, suchen die Eltern professionelle Unterstützung. Der Eintritt in die Schule bzw. Berufsschule und das Arbeitsleben und schließlich die Loslösung vom Eltern-

Kontakt:
Eltern beraten
Eltern von Kindern
mit und ohne Behinderung
e.V.

Gritznerstr. 18-20
im Haus der
Patmos-Gemeinde
12163 Berlin
Tel.: 030-
8 21 67 11
Fax: 030-
89 74 78 34
E-Mail:
mail@eltern-beraten-
eltern.de
www.eltern-
beraten-eltern.de

Öffnungszeiten:
Mo, Di, Do, Fr:
9.30-13 Uhr
Do: 15-17 Uhr
Einzel- und
Gruppengespräche
nach telefonischer
Vereinbarung

haus sind weitere Zeitpunkte, zu denen sich Eltern an EbE wenden. Die Vernetzung mit anderen Einrichtungen und Beratungsstellen spielt in all diesen Fällen eine große Rolle, denn es ist Anspruch von EbE, Eltern adäquate Hilfsmöglichkeiten für alle Problemlagen rund um die Behinderung vermitteln zu können.

Was brauchen Eltern, die zur Beratung kommen, am meisten?

Sich einfach einmal aussprechen und entlasten zu können, ist für viele Eltern Hauptmotiv, sich an EbE zu wenden. Cornelia Menzel: „Wir haben Zeit und hören zu und bestärken die Betroffenen auch darin, sich untereinander zu vernetzen und von ihren Erfahrungen zu profitieren.“

Die Zukunft von Eltern beraten Eltern e.V.

EbE engagiert sich in verschiedenen Arbeitskreisen, so z.B. im Arbeitskreis Pränataldiagnostik und im Arbeitskreis Inklusion. Durch Unterstützung von Organisationen wie Aktion Mensch werden Projekte ermöglicht, wie z.B. die Sensibilisierung von Medizinstudent/innen zum Thema Diagnoseeröffnung. Die finanzielle Situation des Vereins ist allerdings belastend, halbjährlich muss etwa die Finanzierung der Koordinatorenstelle beim Senat beantragt werden. Die Planung langfristiger Aktionen wird dadurch erschwert.

Helga Hofinger

Reale Selbsthilfegruppen versus virtuelle Selbsthilfegruppen?

Das Internet ist für die Selbsthilfe nicht nur als Informationsort interessant, sondern auch als Kommunikationsplattform. Gästebücher, Blogs, Chats und Foren dienen dem Erfahrungsaustausch und der Vernetzung, was eine Grundlage der Selbsthilfe ist. Kann die Community (Gemeinschaft) als virtuelle Selbsthilfegruppe betrachtet werden? Gibt es eine starke Diskrepanz zwischen diesen virtuellen Gruppen und den realen Selbsthilfegruppen?

Der erste Schritt, um sich selbst zu helfen, besteht darin, sich selbstständig zu informieren. Deshalb bietet das Internet gute Möglichkeiten für die Selbsthilfe an. Verschiedene Webseiten und Datenbanken sind bei Recherchen zum Thema Selbsthilfe oder bei der Suche nach Selbsthilfegruppen sehr hilfreich. Die umfangreiche Informationsplattform der NAKOS www.nakos.de beinhaltet viele Erklärungen zum Thema Selbsthilfe. Ihre Datenbank www.nakos.de/site/adressen/datenbanken ermöglicht eine Suche auf verschiedenen Ebenen: Suche nach bundesweiten Organisationen, nach lokalen Kontaktstellen, nach Gleichbetroffenen und Selbsthilfegruppen, nach europaweiten Vereinigungen und internationaler Selbsthilfeunterstützung. Andere Datenbanken, die eine Suche auf lokaler Ebene oder nach Postleitzahl ermöglichen, gibt es auch auf den Webseiten der SEKIS www.sekis-berlin.de oder des Familienratgebers www.familienratgeber.de.

Augenfällige Unterschiede mit der Selbsthilfegruppenarbeit in der realen Welt sind in der Art des Austausches zu finden. Der Kontakt geschieht schriftlich, manchmal in einer besonderen Internetsprache –

Alle Links bei www.fdst.de/selbsthilfe

Kleinschreibung, Abkürzungen und Smiley, besonders in Foren für Jugendliche, die mehr einen Unterhaltungscharakter als Selbsthilfzwecke haben, wie zum Beispiel www.handicap-board.de.

Es wird unter einem Pseudonym geschrieben. Die Wahrung der Anonymität durch ein Pseudonym kann Hemmungen abbauen, und in den Foren werden viele Themen aufgegriffen. Größere offene Gruppen sind interessant, weil an diesen – virtuellen – Orten viele Threads vorkommen: bei www.handicap-forum.de oder http://www.myhandicap.de/forum_behinderung.html findet man Foren sowohl zu Körperbehinderung als auch zu anderen Behinderungen, sowohl zum Bauen und Wohnen als auch zur Arbeitswelt. In spezifischen Communities kann man leichter Kontakt zu Gleichbetroffenen aufbauen. Im Forum von www.startrampe.de geht es vor allem um Rollstuhlfahrer. Auf der Plattform für MS-Betroffene wie www.board.ms-lebensbaum.de oder <http://www.dmsg.de/foren/index.php?kategorie=msforen> gibt es ein Forum über Medizin und Forschung. Eltern mit Kindern mit einer Behinderung können zum Beispiel auf www.rehakids.de oder www.intakt.info Hilfe suchen und helfen. Manche Seiten konzentrieren sich auch auf eine Thematik: www.lewu.de behandelt die Themen Partnerschaft, Sexualität, Kinderwunsch, Schwangerschaft, Geburt und das Leben mit Kindern für Frauen mit Behinderung.

Im Gegensatz zu den Chatrooms findet in den Foren die Kommunikation nicht gleichzeitig statt. Hinzu kommt noch die räumliche Ungebundenheit. So beschäftigt sich die Webseite www.ostfriesland-handicap.de mit dem Thema Handicap und Querschnittlähmung in Ostfriesland, aber das Forum ist jedem zugänglich. Bei vielen Foren sind die offenen Bereiche für alle sichtbar. Eine Registrierung ist nur erforderlich, wenn man auch Beiträge schreiben möchte. Einige Forenadministratoren haben sich entschieden, einige Foren wie auf www.ataxie-forum.de



geschlossen zu halten oder die ganze Webseite wie auf www.arthrose-forum.de. Ob das hilfreich ist, um eine virtuelle Selbsthilfegruppe – oder wenigstens eine Community – zu gründen, kann in Frage gestellt werden, aber auf jeden Fall ermöglicht es eine bessere Kontrolle des Forums.

Bei genauerer Recherche erkennt man, dass die User (Benutzer) vor allem lesen und nicht schreiben. Die passive Teilhabe am Leben der Community ist von den aktiven Teilnehmern nicht geschätzt und trägt durch den fehlenden Dialog leider auch zum Stillstand der Gruppe bei. Wenn die Postings viel gelesen, aber nicht beantwortet werden, kann man dann noch von Selbsthilfe sprechen? Dieser Mangel an Gegenseitigkeit spricht nicht für eine virtuelle Selbsthilfegruppe.

Je kleiner und spezifischer die Community, umso leichter ist es, einen langfristigen Austausch aufzubauen, der aus einem festen Personenkreis besteht. Die Leute kennen sich, treffen sich auch in anderen – virtuellen – Räumen, um zusammen zu kommunizieren, manchmal auch in der realen Welt. So organisieren die User des Forums www.parkins-on-line.de reale Treffen. Das [osa-forum](http://www.osa-forum.de) www.osa-forum.de für Arm- und Beinamputierte wird auch von den lokalen Selbsthilfe-

gruppen benutzt, um ihre Treffen anzukündigen. Einige Selbsthilfegruppen haben ihre eigene Plattform erstellt. Die MS-Selbsthilfegruppe von Dillenburg hat www.ms-treffen-dillenburg.de ins Leben gerufen. Es beweist eine Verbindung zwischen realen und virtuellen Selbsthilfegruppen, aber auch, dass die Foren eine gute Ergänzung, aber kein Ersatz für Selbsthilfegruppen sind.

Die hier erwähnten Links sind nur eine ganz kleine Auswahl von dem, was man im Netz finden kann. Zum Thema MS sind zum Beispiel mehr als 30 deutsche Foren im Internet zu finden. Es gibt private Foren, Foren von Verbänden, von Selbsthilfegruppen oder von Pharmaunternehmen gesponserte Foren. Einige sind gut betreut und regelmäßig moderiert, andere nicht. Manche sind ernsthaft, andere mehr spaßig. Von der Menge der Informationen im Internet kann man sich leicht überfordert fühlen. Wo ist die Qualität der Informationen seriös? Wem kann ich trauen? Die NAKOS gibt unter www.nakos.de/site/selbsthilfe/internet eine Orientierungshilfe für den Umgang mit Informationsangeboten im Internet. Um das Richtige für sich selbst zu finden, muss man halt ein bisschen im Netz stöbern.

Julienne Vautrin

Gemeinsam Schicksale bewältigen!

Andreas Großmann, Sprecher der Selbsthilfegruppe Berlin & Umland im SelbstHilfeVerband – FORUM GEHIRN e.V., erzählt der WIR von seinen Erfahrungen in der Selbsthilfegruppe

Herr Großmann, wie kamen Sie dazu, sich in einer Selbsthilfegruppe zu engagieren?

Als Angehöriger unseres betroffenen Sohnes bin ich auf der Suche nach Informationen auf die Selbsthilfe gestoßen. Schnell fand ich in der Gruppe Kontakt zum miteinander Sprechen und gegenseitig Helfen! Mit Wissen über das Krankheitsbild wird der Leidensdruck von den Angehörigen vermindert. Über Jahre hatte ich selbst profitiert und möchte heute meine Erfahrungen gern weiter geben.



Andreas Großmann

Welche Möglichkeiten sehen Sie und wo die Grenzen in der Selbsthilfearbeit?

In der Selbsthilfe kommt die eigene Betroffenheit zum Ausdruck, diese mit anderen zu teilen gibt Antrieb, Mut, Ideen für die Bewältigung der schwierigen Situationen.

In regelmäßigen Treffen behandeln wir die vielfältigsten Probleme, die von Betroffenen und Angehörigen getragen werden. Das Netz der Selbsthilfe und die offene Diskussion mit Fachleuten aus medizinischer Praxis, Forschung und Politik – dem Miteinander auch ungleicher Partner auf Augenhöhe – bieten uns fundierte Informationen über die jeweilige Situation. Durch Einbeziehen von Referenten zu allgemein gefragten Themen lassen wir uns unterrichten.

Die Selbsthilfe gibt Hilfestellungen und Sicherheit, die Probleme kann aber nur jeder selber lösen.

Sie sind Gruppensprecher. Wie erleben Sie Ihre Rolle?

In der Aufgabe des Gruppensprechers sehe ich mich als Ansprechpartner für Interessenten, als Koordinator der Öffentlichkeitsarbeit unserer Gruppe.

Manchmal ist es auch notwendig, ganz praktische Unterstützung in Form von Begleitung zu Behörden, Arztgesprächen o. ä. zu leisten. Betroffene werden über Sachverhalte nicht ausreichend informiert – man muss lernen, sich mit Fragen einzubringen, denn nur dann bekommt man Antworten.

Was ist Ihnen in der Arbeit in einer Selbsthilfegruppe wichtig, wodurch werden Sie gestärkt?

Jeder Teilnehmer nimmt für sich und seine Familie neue Erkenntnisse sowie praktische Alternativen mit nach Hause. Wir tauschen unsere Erfahrungen aus und kommen so unserem Ziel, gemeinsam Schicksale zu bewältigen, näher. Ich würde mir für unsere Arbeit wünschen, dass Angehörige Bereitschaft zeigen auch neue Aufgaben zu übernehmen, sich nicht scheuen, schwierige Wege zu gehen.

Doris Brandt, Ursula Rebenstorf



Kontakt:

SHV –

FORUM GEHIRN e.V.

Bundesverband für Men-

schens mit erworbenen

Hirnschädigungen und

deren Angehörigen:

www.shv-forum-gehirn.de

info@shv-forum-gehirn.de,

Infotelefon:

0 22 94 - 9 09 99 22

Das andere Leben

Niemand ist darauf vorbereitet, wenn ein Angehöriger von einer Minute zur anderen völlig hilflos auf andere angewiesen ist. In diese Erfahrung gezwungen zu werden, ist etwas anderes als das abstrakte Wissen darüber, dass es solche Schicksalsschläge gibt. Schädel-Hirnverletzungen durch einen Unfall, einen Schlaganfall oder ähnliches, sind oft lebensbedrohlich, die Betroffenen nicht ansprechbar. Sie liegen im Koma auf der Intensivbetreuung. Plötzlich müssen Entscheidungen stellvertretend im Sinne der Kranken getroffen werden. Antworten müssen gegeben werden, wo noch Sprachlosigkeit vorherrscht über die plötzlich entstandene Situation, die das bisher gekannte Leben vollkommen verändert hat.

„Dennoch muss ich sagen, dass ich in dieser Intensivphase völlig unter Schock stand und kaum einen klaren Gedanken fassen konnte. Ich funktionierte einfach. Doch niemand sah meinen Schockzustand oder nahm sich meiner an ...“, schreibt Daniela B. in Das andere Leben.

Das Ereignis ist nicht vorhersehbar, die bisher bekannten individuellen Bewältigungsmöglichkeiten sind für diese problematische Lebenssituation nicht adäquat, und somit wird der Kontrollverlust als tiefgreifend empfunden. Für die Bewältigung eines solchen Ereignisses ist eine erlebte Solidarität von großer Bedeutung. Voraussetzung für die Handlungsfähigkeit in einer solch extrem belastenden Lebenssituation



ist neben der menschlichen Unterstützung auch eine intensive Aufklärung.

Der Ratgeber Das andere Leben will Hilfestellungen geben. Die drei Autoren bringen neben dem eigenen Erfahrungswissen auch wichtige Informationen und Ratschläge für die Bewältigung der vielen Probleme, Fragen und Hindernisse ein. Darüber hinaus geben anerkannte Fachleute in anschaulich geschriebenen Artikeln wichtige Informationen. Das Buch wendet sich damit auch an Mediziner, Therapeuten, Pflegekräfte und Kostenträger.

Herausgeber des Ratgebers ist der Bundesverband FORUM GEHIRN e.V., eine Selbsthilfegruppe für Menschen mit Hirnschädigungen und deren Angehörige.

Doris Brandt



Knoops Kolumne

Der Verein LIS. e.V. und seine Selbsthilfegruppe

Von LIS e.V. und seinen Tagungen habe ich schon öfter berichtet. Nun, so finde ich, wird es allerhöchste Zeit, den Verein und seine Selbsthilfegruppe etwas näher vorzustellen. Der Verein wurde im Jahr 2000 gegründet. Die Notwendigkeit ergab sich aus einer eigenen Erfahrung von Dr. Pantke, dem Vorsitzenden des Vereins, und mir: Mediziner sind zwar fleißige Leute, die helfen wollen, aber sie sind leider keine Götter in Weiß und vor allem mit zeitraubendem Beamtenkram beschäftigt, so dass für den eigentlichen Daseinszweck des Arztes kaum noch Zeit bleibt. Andererseits ist das Locked-in-Syndrom (LIS) eine schwere, recht seltene Begleiterscheinung des Schlaganfalls, der meist tödlich endet. Es gibt darüber nur sehr wenig Erfahrungsbzw. Fachwissen. Viele Locked-in-Patienten werden als Wachkomapatienten eingestuft, und der notwendige, äußerst intensive Therapiebedarf in der Anfangszeit wird unterlassen. Ein fataler Irrtum der Medizin! Eine stroke unit hilft bei „normalen Schlaganfällen“, und das nur, wenn man rechtzeitig aufgefunden und einem Arzt vorgestellt wird. Außerdem: Drei Wochen stroke unit bei einem Schlaganfall mit Locked-in-Syndrom ist verantwortungs- und würdelos gegenüber dem Patienten.

Die Chance, aus einem Locked-in-Syndrom mit zwei blauen Augen herauszukommen, hat nur der, der ständig bewegt wird. Nach ca. ein bis eineinhalb Jahren



Friedemann Knoop

*Kontakt:
Geschäftsstelle
LIS e.V. im
Königin-Elisabeth-
Krankenhaus
Herzbergstraße 79,
Haus 30
10365 Berlin
Tel.: 030-34 39
89 75, Fax: 030-
34 39 89 73,
E-mail: Pantkelis@
arcor.de*

kann er sich, wenn er Glück hat, etwas selbstständig bewegen. Das war der Grund, weshalb im Jahre 2000 der LIS e.V. und die Selbsthilfegruppe ins Leben gerufen wurden. Aufgaben und Ziele von LIS e.V. sind:

- Sorge um eine optimale Therapie von Betroffenen,
- Beratung von Angehörigen und Patienten,
- Weiterbildungsmaßnahmen für Mediziner, Heil- und Pflegeberufe durch Tagungen, Veranstaltungen und Publikationen,
- Öffentlichkeitsarbeit, Auf- und Ausbau einer Bibliothek bzw. Mediathek,
- Bereitstellung von Hilfsmitteln für unterstützende Kommunikation,
- Aufbau einer Patientendatei mit dem Ziel der Verbesserung der Lebensumstände von LIS-Patienten und der Gewinnung von Langzeitaussagen zu Schlaganfällen.

Das derzeit größte Projekt von LIS e.V. wird seit 2004 im Vivantes-Klinikum durchgeführt und widmet sich mobilisierenden Maßnahmen in der Phase der Frührehabilitation bei neurologisch Schwerkranken.

Ein weiteres Projekt (2005) beschäftigt sich mit der als stigmatisierend empfundenen Beeinträchtigung durch Dysarthrie. Es stellt den Betroffenen geeignete Software zum Üben auf dem heimischen PC zur Verfügung und wird wissenschaftlich begleitet.

Ein weiteres Anliegen des Vereins ist die Zusammenführung von Wissenschaftlern und Betroffenen im Rahmen der regelmäßig ausgerichteten Tagungen und den Treffen der Selbsthilfengruppe, die strenggenommen identisch ist mit LIS e.V.

Außerdem veranstaltet LIS e.V. regelmäßig Kulturveranstaltungen wie Ausflüge, Kinobesuche, Grillabende usw., wo gemachte Erfahrungen und Tricks bei Behördengängen ausgetauscht werden. Dafür geeignete Diskussionspartner sind stets anwesend. Außerdem nicht vergessen: Ein Treff in der Selbsthilfengruppe macht immer gute Laune, füllt den Magen und löscht den Durst!

„Auf Wiedersehen, Martin Marquard“

Interview mit Martin Marquard anlässlich seiner Amtsniederlegung als Landesbehindertenbeauftragter von Berlin

Sie waren nach Inkrafttreten des Landesgleichberechtigungsgesetzes der erste Landesbehindertenbeauftragte und bekleideten zehn Jahre dieses Amt. Worauf sind Sie besonders stolz?

Stolz wäre vielleicht zu viel gesagt, aber ich denke, unsere Arbeit in den letzten Jahren war durchaus erfolgreich. Das Wichtigste war die Umsetzung des Landesgleichberechtigungsgesetzes (LGBG) – ich glaube, da sind wir ganz gut vorangekommen. Vor allem haben wir nachhaltige Wirkung erzielt mit den Arbeitsgruppen, die wir zur Umsetzung des Landesgleichberechtigungsgesetzes bei allen Senatsverwaltungen eingerichtet haben und die sich außerordentlich bewährt haben.

Sie haben viel erreicht: Die Aktion „Berlin barrierefrei“, die „Verstößeberichte“, was ist nicht fertig geworden?

Es gibt einige Politikbereiche, in denen ich nicht viel bewirken konnte. Das betrifft vor allem das Problem der anhaltenden Arbeitslosigkeit, also das Thema Arbeit und Beschäftigung für Menschen mit Behinderung. Enttäuschend ist auch die Situation im Bildungsbereich. Dort hat es eher Rückschritte als Fortschritte gegeben. Bis heute besteht ein strikter Finanzvorbehalt des Staates gegenüber dem gemeinsamen Unterricht von Kindern mit und ohne Behinderung.

Was würden Sie aus heutiger Sicht anders machen in struktureller oder inhaltlicher Hinsicht?

Ich würde nicht so schrecklich viel anders machen. Ich habe mir damals vorgenommen, Kontakt zu den Verbänden zu suchen, auch zu denen, die nicht im Landesbeirat für Menschen mit Behinderung vertreten sind. Das habe ich weitge-

hend geschafft, aber es gibt immer noch ganz viele, die ich nie besucht habe. Dann habe ich von Anfang an versucht, engen Kontakt zu den verschiedenen Verwaltungen, zu den Senatorinnen und Senatoren, den Abgeordneten und zu anderen wichtigen Menschen, die mit Behindertenpolitik zu tun haben, herzustellen. Daraus ergaben sich vielfältige Aufgaben.

Durch das Landesgleichberechtigungsgesetz ist der Landesbeirat für Menschen mit Behinderung in seiner jetzigen Form geschaffen worden. Wie sehen Sie rückwirkend die Zusammenarbeit?

Sehr positiv! Der Landesbeirat in seiner früheren Form, in dem mehr so genannte gesellschaftlich relevante Gruppen vertreten waren als Behindertenorganisationen, hat letztlich nicht viel bewirkt. Mit dem Landesgleichberechtigungsgesetz sind im Landesbeirat nun die Organisationen der Behindertenbewegung zusammenge-

Martin Marquard
im ersten Amtsjahr
2000



schlossen, aus deren Kreis auch der oder die Vorsitzende gewählt wird. Der Landesbeirat berät nicht mehr wie früher die Senatorin oder den Senator für Soziales, sondern den oder die Landesbeauftragte/n für Menschen mit Behinderung. Tatsächlich war der Beirat auch die ganze Zeit über ein sehr wichtiges Beratungsgremium für mich. Zu den meisten Mitgliedern hatte ich einen engen Kontakt, die Sitzungen waren gut strukturiert und immer prall gefüllt mit wichtigen Themen. Für von mir eingebrachte Themen habe ich viel Unterstützung erhalten, und ich konnte immer wertvolle Anregungen mitnehmen. Das ist insbesondere das Verdienst von Herrn Dr. Schmidt, dem langjährigen Vorsitzenden des Landesbeirats, der durch seine integrierende Gesprächsführung den Landesbeirat zu dieser Qualität geführt hat.

Telebus, barrierefreier ÖPNV – ein Dauerthema all die Jahre! Auf welcher Stufe sehen Sie die Mobilität für Menschen mit Behinderung, sind wir nach vorne gekommen?

Martin Marquard bei den Rolliprotesten für ein barrierefreies Olympiastadion, 2002

Ein klares Ja, auch wenn der Telebus in den Jahren 2005 bis 2007 um fast die Hälfte gekürzt worden ist. Das mit zu tragen, war für mich nicht einfach und nur möglich, weil wir gleichzeitig mit dem öffentlichen Nahverkehr und seiner mittlerweile guten barrierefreien Nutzbarkeit in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht haben. Ich treffe in den Bussen und Bahnen immer öfter auch andere Rollstuhlfahrer/innen. Früher bin ich meistens allein gewesen und habe mich eigentlich auch ein bisschen über diejenigen geärgert, die zwar für einen barrierefreien öffentlichen Nahverkehr gekämpft haben, diesen dann aber trotzdem nicht nutzen wollten.

Man kann die Barrierefreiheit einer Stadt daran erkennen, wie viele Rollstuhlfahrer/innen im Stadtbild zu sehen sind. Wenn ich in anderen Städten bin, sehe ich manchmal kaum einen und stelle dann selber fest, dass die Bordsteine nicht abgesenkt oder die Gebäude und der öffentliche Nahverkehr nur schwer zugänglich sind. Das ist in Berlin anders.





*Martin Marquard in
seinem
Dienstzimmer*

Die Verkehrsträger hier haben es inzwischen wirklich begriffen: Behinderte Menschen sind Kunden wie alle anderen, und sie selbst sind Mobilitätsdienstleister für alle Menschen.

Wobei Sie die natürlich auch ein bisschen bewegt haben...

Ja, von allein ist das nicht gekommen. Wir standen immer im kritischen Dialog mit den Verkehrsträgern und führten über Jahre ernste, zum Teil auch scharfe Auseinandersetzungen. Dabei hat sich bei der BVG, aber auch bei der S-Bahn, eine Menge bewegt.

In den Interviews, die wir mit Ihnen vor fünf und vor zehn Jahren geführt haben, waren „Pflege und Assistenz“, „Beschäftigung und Arbeit“ sowie „Mobilität und Bauen“ für Sie wichtige Themenbereiche. Hat sich da etwas geändert?

Heute würde ich Bildung ganz oben ansetzen. Erstens, weil sich dort bisher wenig getan hat, und zweitens, weil die UN-Konvention, die ein inklusives Schulsystem fordert, die große Chance bietet, dort endlich zu den notwendigen Veränderungen zu kommen. Berlin will ja ernst machen mit dem Umbau des alten, selektiv gegliederten Systems und die integrierte Sekundarschule schaffen. Aber mir fehlt dabei eine klare Perspektive für die Schülerinnen und Schüler mit Behinderung, bzw. für eine schrittweise Überwin-

dung der Sonderschule. Ich denke, da muss ganz viel geschehen.

Bei dem Thema „Arbeit und Beschäftigung“ kam ich mir in meiner Funktion als Landesbeauftragter immer ein bisschen hilflos vor. Zwar legt das Land Berlin immer mal wieder Programme auf, aber im Grunde kann man tun, was man will – es ändert sich nichts. Auch die vielen Förderungsinstrumente zur Einstellung schwerbehinderter Menschen bewirken nicht viel. Die Wirtschaft reagiert nicht – eigentlich dumm, denn sie verzichtet nicht nur auf hoch qualifizierte Menschen, die trotz ihrer Beeinträchtigung sehr gute Arbeitnehmer/innen sein können, sondern auch auf großzügige finanzielle Förderungen, die sie in Anspruch nehmen könnten. Ich verstehe nicht, dass die freie Wirtschaft in einem großen Maße lieber vorzieht, die so genannte Ausgleichsabgabe zu bezahlen als die Beschäftigungsquote zu erfüllen. Ich denke, das ist ein psychologisches Problem. Arbeitgeber, die mit behinderten Menschen noch nie zu tun hatten, fürchten, diese würden nur Probleme machen oder dem Firmenimage schaden – auch wenn das niemand zugeben würde.

Vor zehn Jahren nannten Sie das Amt, das sie jetzt verlassen, ein „politisches Amt“. Wie stark ist das Amt aus Ihrer heutigen Sicht?

Das würde ich heute noch stärker unterstreichen als damals. Der Landesbeauftragte – so steht es im Landesgleichbe-



rechtigungsgesetz – wirkt darauf hin, dass die Verpflichtung des Landes, für gleichwertige Lebensbedingungen von Menschen mit und ohne Behinderung zu sorgen, in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens erfüllt wird. Es ist heute allgemein akzeptiert und 2006 auch in das LGBG aufgenommen worden, dass er sein Amt eigenständig und ressortübergreifend ausübt. Manche Verwaltungen taten sich damit am Anfang schwer und fanden, Behindertenpolitik ginge sie nichts an. Ich denke, dass besonders dieser ressortübergreifende Charakter das Politische dieses Amtes ausmacht.

Dann hat Ihr Nachfolger strukturell gesehen ein gutes Rüstzeug?

Ich glaube, dass das Feld bestellt ist und man jetzt auf dieser Grundlage gut weiter arbeiten kann. Wenn ich ein paar Jahre jünger wäre, dann hätte ich mich für diese äußerst interessante Tätigkeit noch einmal zur Verfügung gestellt. Praktisch täglich hat man mit wichtigen, interessanten und hoch kompetenten Leuten zu tun. Man erfährt selber Achtung und Respekt. Die Arbeit hat richtig Spaß gemacht.

Welchen Themen in der Behindertenpolitik gehört die Zukunft – positiv wie negativ?

Barrierefreiheit im weitesten Sinne ist das große Thema auch in der Zukunft. Ich denke dabei an barrierefreie Kommunikation und an alle weiteren gesellschaftlichen Bereiche. Dazu zählt auch ein bar-

*Jour Fixe der Fürst
Donnersmarck-
Stiftung 2009*

rierefreier Zugang zum Arbeitsmarkt, zu Gesundheitsleistungen usw. Es gibt einige große Themen in der Behindertenpolitik, die in nächster Zeit eine wichtige Rolle spielen werden: Bei der Eingliederungshilfe müssen grundlegende Änderungen erfolgen. Eine alte Forderung der Behindertenorganisationen betrifft den Ausstieg aus dem Sozialhilferecht zugunsten eines eigenen Leistungsrechts für Menschen mit Behinderung. Das ist überfällig.

Denken Sie an ein Bürgergeld?

Es würde darauf hinauslaufen, dass Menschen mit Behinderung einkommensunabhängige Leistungen erhalten – wie sie benannt werden, ist unerheblich. Bis zur Mitte der 90er Jahre gab es in Berlin ein einkommensunabhängiges Pflege- oder Assistenzgeld, was behinderungsbedingte Mehraufwendungen aufzufangen und nicht nur eine Notlage aus-





gleichen sollte. Leider ist dieses „Berliner Pflegegeld“ im Zusammenhang mit der Einführung der Pflegeversicherung weitgehend abgeschafft worden. Wir müssen zu neuen Lösungen kommen. Es muss aufhören, dass Menschen ihr gesamtes Vermögen verlieren, wenn der Ehepartner schwerbehindert ist und Assistenz braucht. Nach wenigen Jahren ist so ein Paar auf Sozialhilfeniveau. Das ist einfach nicht mehr zeitgemäß, da muss was passieren. Vor allen Dingen sehe ich auch die Notwendigkeit, dass die Pflegeleistungen nach dem Pflegeversicherungsgesetz durchweg budgetfähig werden und im Rahmen des Persönlichen Budgets genutzt werden können. Es kann nicht sein, dass so ein großer Leistungsbereich weitgehend aus dem Persönlichen Budget ausgeklammert ist. Wenn wir die Autonomie der Menschen stärken wollen, müssen solche existenziellen Fragen angegangen werden.

Sie waren beim Berliner Behindertenverband BBV, Sie haben für die Berliner Behindertenzeitung BBZ geschrieben, an der Alice Salomon Hochschule haben Sie unterrichtet. Wohin geht Ihre weitere Lebensreise?

*Martin Marquard
vor seinem
Amtssitz, 2005*

Ich werde mich ein bisschen zurückziehen und nicht mehr so aktiv sein, das bedeutet: Keine Verbandsarbeit und auch keine dauerhafte Tätigkeit an einer Hochschule mehr. Ich werde mich aber dennoch gerne weiterhin für behinderte Menschen engagieren, allein schon deswegen, weil ich ja selber auch davon profitiere. Auch möchte ich meine Kenntnisse, Erfahrungen und Kontakte, die ich durch dieses Amt erworben habe, weiter nutzen. Naheliegender wird sicherlich das Thema „barrierefreie Stadt“ sein, die Weiterführung der Aktion „barrierefreies Berlin“, die jetzt seit fünf Jahren läuft und zunehmend auch auf Interesse anderer Regionen und Städte stößt. Wir haben nicht den Ehrgeiz, ganz Deutschland mit dieser Aktion zu beglücken, aber das Interesse anderenorts zeigt, dass diese Aktion, wenn sie richtig verstanden wird, hervorragend geeignet ist, für die barrierefreie Stadt – eine Stadt für alle – zu werben.

Herr Marquard, wir danken Ihnen für das ausführliche Gespräch und wünschen Ihnen für Ihre weitere Zukunft alles Gute.

Thomas Golka/Ursula Rebenstorf

Voneinander lernen - gemeinsam handeln



Das Kompetenzzentrum Persönliches Budget des PARITÄTISCHEN (Paritätischer Wohlfahrtsverband – Gesamtverband e.V.) hatte zum ersten bundesweiten Vernetzungstreffen der Beratungsstellen zum Trägerübergreifenden Persönlichen Budget (TPB) eingeladen. 113 Vertreter von Beratungsstellen aus ganz Deutschland trafen sich zu dieser Open-Space-Veranstaltung im Umweltforum Berlin zum Gedankenaustausch, zur Vernetzung und um nächste Handlungsschritte zur weiteren Qualifikation der Beratungsarbeit zu verabreden.

*Open Space im
Umweltforum*

Das Trägerübergreifende Persönliche Budget ist eine Geldleistung (auch Gutscheine), mit der Menschen mit Behinderung ihren notwendigen Unterstützungsbedarf einkaufen können.

- Es hebt Begrenzungen auf – Unterstützungsangebote sind individuell
- Fördert freie Zugänge – Teilhabeleistungen können flexibel gestaltet werden
- Ermöglicht Selbstbestimmung – lässt den Menschen zu Wort kommen
- Stärkt Kompetenzen – gleichberechtigter Partner als Kunde gegenüber dem Anbieter
- Ist entscheidungsstark – für die Anspruchnahme muss ich wissen, was ich will
- Es ist individuell nutzbar, macht Spaß, gibt Selbstvertrauen, aktiviert und fördert das Verständnis zwischen Menschen mit und ohne Behinderung.

Damit Menschen die Möglichkeiten des Trägerübergreifenden Persönlichen Budgets nutzen können, ist eine umfassende qualifizierte Beratung notwendig.

Die Umsetzung des Trägerübergreifenden Persönlichen Budgets stellt für alle Beteiligten, sei es der Leistungsberechtigte, der Leistungsträger oder der Leistungsanbieter, eine Herausforderung dar. Der Unterstützungsbedarf kann unterschiedliche Bereiche betreffen, beispielsweise Leistungen zur medizinischen Rehabilitation, zur Teilhabe am Arbeitsleben und am Leben in der Gemeinschaft. Die gesetzlichen Grundlagen finden sich in den verschiedenen Sozialgesetzbüchern. Die Möglichkeiten des Trägerübergreifenden Persönlichen Budgets können nur erschlossen werden, wenn die Anliegen der Menschen mit Behinderung aufgenommen werden und für die Umsetzung neue Wege beschritten und dadurch Unbekanntes erforscht wird.

Oft sind die Zugangswege zu einer ausreichenden Bedarfsdeckung noch nicht freigeräumt. Erfahrungswerte fehlen genauso wie ausreichendes Wissen über die verschiedenen Möglichkeiten, aber auch Angebotsstrukturen zur Bedarfsdeckung und verlässliche Richtlinien über eine angemessene Verpreislichung des Hilfebedarfs sind nicht ausreichend vorhanden. Was kostet eine Fachstunde für eine Eingliederungshilfemaßnahme? Wie wird der Assistenzbedarf für Pflege- und Hauswirtschaftsleistungen bewertet? Zusätzlich zu diesen und noch weiteren unbeantworteten

ten Fragestellungen müssen die potentiellen Budgetnehmer in der Lage sein, ihren Bedarf zu artikulieren, die Zielvereinbarungen zu verhandeln, das Budget zu verwalten, sich die Assistenz einzukaufen etc.

Dies sind einige der Gründe, die zu einer allgemeinen Zurückhaltung bei der Inanspruchnahme dieser innovativen Leistungsform führen und warum die Betroffenen auf eine qualifizierte Beratung angewiesen sind.

Das Vernetzungstreffen war eine „runde Sache“ – Methode und Thema ergaben eine Einheit: Open-Space-Arbeit bedeutet selbstbestimmtes, selbstorganisiertes und selbstverantwortliches Handeln. Open-Space bietet ein Umfeld, wo intensives gemeinsames Lernen stattfinden kann und gibt der Bearbeitung von komplexen Themen eine fruchtbare Arbeitsstruktur. Open Space gibt den Rahmen, aber keine inhaltliche Führung, es beginnt immer im Kreis mit der Sammlung der Anliegen. So finden Selbstbestimmung und -organisation durch praktische und erlebbare Interaktion ihre Bedeutung. Weiteres unter: www.michaelpannwitz.de und www.boscop.de.

Die Open-Space-Veranstaltung hat viele Themen an die Oberfläche geholt, hat einen Überblick über wichtige Fragestellungen gegeben, hat Menschen miteinander in Kontakt gebracht und somit die Grundlage geschaffen, die Themen vertiefend zu bearbeiten.

Ein wichtiger Diskussionsschwerpunkt bei dem Vernetzungstreffen war die Erörterung der Qualifizierung von Beratungsstellen und der Finanzierung von unabhängigen, umfassenden Beratungsangeboten. Um die Arbeit der bundesweiten Beratungsstellen zu unterstützen und deren Beratungskompetenz zu fördern, sind die Zusammenarbeit und der Aus-

tausch nach dem Motto „Voneinander lernen – gemeinsam handeln“ von grundlegender Bedeutung. Die Teilnehmer vertraten ganz unterschiedliche Beratungsangebote: Beratungsstellen der Selbsthilfe, der Leistungsanbieter, aber auch gemeinsame Servicestellen arbeiteten an zwei Tagen sehr intensiv miteinander. Im Zentrum der Diskussionen standen u.a. folgende Themen: die Notwendigkeit unabhängiger und qualifizierter Beratungsstellen, die Ermittlung eines individuellen

Hilfebedarfs, die Finanzierung der notwendigen Beratung und einer Budgetassistenz, die Bedeutung der UN-Konvention für die Weiterentwicklung des Trägerübergreifenden Persönlichen Budgets. Als Ergebnis wurden zu unterschiedlichen Themen Arbeitsgruppen gebildet, und man fuhr mit konkreten Vereinbarungen und Verabredungen wieder nach Hause. Regional wurden nächste Treffen ausgemacht und eine Expertengruppe gegründet, die gemeinsam mit dem Kompetenzzentrum Persönliches Budget die Ergebnisse der Arbeitsgruppen zusammen-

führen wird. Alles nachzulesen unter www.budget.paritaet.org.

Unbeschadet der vielen Besonderheiten der Teilnehmer und deren Zielgruppen war es möglich, auf konstruktive Art zusammenzuarbeiten und Wissen und Energie für neu zu beschreitende Wege zu sammeln. Eine gute Erfahrung und ein gutes Beispiel dafür, wie ein Gemeinwesen funktionieren kann. Dieser Erfolg ist auch auf die hervorragende Moderation von Mia Konstantinidou und Michael Pannwitz von boscop eg zurückzuführen. Gut organisiert gab es unter Einhaltung des Zeitplans Raum für alle – mit dem Ergebnis, dass Zufriedenheit und Aufbruchstimmung die Abschlussrunde kennzeichneten.

Doris Brandt



Wer sich über das Trägerübergreifende Persönliche Budget informieren möchte, wird eine große Anzahl von Publikationen finden. Hier nur eine enge Auswahl:

- www.paritaet.budget.de,
- www.bar-frankfurt.de,
- www.bms.de,
- www.people1.de,
- www.isl-ev.de

Barrierefreier Arztbesuch?

Jeder Bundesbürger kann seinen Arzt frei auswählen, seine Praxis betreten und dort als mündiger Patient behandelt werden. Was für viele Menschen als selbstverständlich gilt, trifft selten reale Lebensbedingungen von Menschen mit Behinderungen. Diese Diskrepanz wurde am 30. September 2009 auf dem Jour Fixe in der Villa Donnersmarck zum Thema „Barrierefreies Gesundheitswesen“ bedrückend deutlich.

Die Bundesärztekammer stellte Ende 2008 fest, dass eine optimale medizinische Gesundheitsversorgung schwerbehinderter Menschen nicht gewährleistet ist und richtete zusammen mit dem Landesbehindertenbeauftragten für Menschen mit Behinderung Berlin, Martin Marquard, einen Arbeitskreis „Barrierefreies Gesundheitswesen Berlin“ ein. Martin Marquard verlas auf dem Jour Fixe eine Reihe von Barrieren, die laut dem „Berliner Papier“ des Arbeitskreises einem Menschen mit Behinderungen den Arztbesuch unzumutbar werden lassen: Fehlende barrierefreie

*Jour Fixe
„Barrierefreier
Arztbesuch“*

Umkleidekabinen, Untersuchungsliegen, die nicht höhenverstellbar sind und fehlende Umsetzungsmöglichkeiten erschweren die Behandlungen. Stimmen aus dem Publikum bestätigten, dass sie vielerorts nur unzureichend im Rollstuhl untersucht worden sind, in manchen Fällen verzichtete der behandelnde Arzt auf eine genaue Diagnose. Das „Berliner Papier“ sieht insbesondere Handlungsbedarf bei Menschen mit Sinnesbehinderungen, um ihnen ein Höchstmaß an Eigenständigkeit und Selbstbestimmung zu bewahren. Martin Marquard wies darauf hin, dass viele Menschen über ihre Rechte nur unzureichend informiert sind. So können Menschen mit Sinnesbehinderungen auf einen Gebärdendolmetscher beim Arztbesuch bestehen.

Die Kassenärztliche Vereinigung dementierte die unzureichende medizinische Gesundheitsversorgung. Demnach entspräche eine Anzahl von zehn Prozent barrierefreier Arztpraxen in Berlin der allgemeinen ärztlichen Versorgung, lautete die Aussage von Dr. Uwe Kraffel, kassenärztliche Vereinigung Berlin, auf dem Jour Fixe. Schilderungen anwesender Betroffener zeigten hingegen, dass in entsprechend ausgewiesenen Praxen die Barrierefreiheit oft bereits vor der Haustür aufhört. Manche Praxen befinden sich in denkmalgeschützten Altbauten aus der Gründerzeit, mit Stufen vor dem Hauseingang und ohne rollstuhlgerechte Toiletten im Innenbereich.

Es fehlt der wirtschaftliche Anreiz, eine Praxis barrierefrei umbauen zu lassen, und das von den Krankenkassen zur Verfügung gestellte Budget reicht nicht aus, um kostenintensive chronische Erkrankungen angemessen zu behandeln. „Wer seine Praxis behindertengerecht ausstattet, erhält keinen Vergütungsaufschlag für die Betreuung für Patienten mit



Behinderung. Wir sollten über finanzielle Anreize nachdenken“, räumte Dr. Uwe Kraffel ein und richtete seinen Appell an die Gesundheitspolitik, die gesetzlichen Rahmenbedingungen in diesem Punkt zu verbessern. Positiv wurde auch die Anregung Martin Marquards aufgenommen, ein Signet für barrierefreie Praxen einzuführen, mit Hilfe dessen Ärzte dazu motiviert werden, ihre Praxen barrierefrei zu gestalten und Menschen mit Behinderungen als Patienten willkommen zu heißen. Angelika Mendel-Hennies ermutigte die zahlreichen Publikumsgäste mit Behinderungen die Krankenhäuser und Arztpraxen als Experten in eigener Sache über ihre Bedürfnisse zu informieren. „Ärzte sind oft zu wenig sensibilisiert, wir müssen das Wissen über den Umgang mit behinderten Patienten bereits in der Aus-



v.l.n.r. Angelika Mendel-Hennies, Martin Marquard, Eileen Moritz, Uwe Kraffel

bildung zum Facharzt berücksichtigen und entsprechende Fortbildungen anbieten“, kritisierte Angelika Mendel-Hennies und bestätigte, dass Ärzte vielerorts im alltäglichen Umgang mit behinderten Patienten unsicher sind.

Rechtlicher Hintergrund

Das Übereinkommen der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen von 2006 wurde im Januar 2009 von der Bundesregierung ratifiziert und ist seit dem 26. März 2009 in Deutschland gültig. Die Vertragsparteien verpflichten sich nach Artikel 26 (1) Maßnahmen zu treffen, um Menschen mit Behinderungen in die Lage zu versetzen, ein Höchstmaß an Unabhängigkeit, umfassende körperliche, geistige, soziale und berufliche Fähigkeiten sowie die volle Einbeziehung in alle Aspekte des Lebens zu bewahren. Um dies zu erreichen wollen die Vertragsstaaten u.a. die Verfügbarkeit, die Kenntnis und die Verwendung unterstützender Geräte und Technologie in der Habilitation und Rehabilitation fördern (Art 26 (3)).

Nach Artikel 25 a stellen die Vertragsparteien Menschen mit Behinderungen eine Gesundheitsversorgung in derselben Bandbreite zur Verfügung wie anderen Menschen, einschließlich sexual- und fortpflanzungsmedizinischer Gesundheitsleistungen.

Nach Artikel 25 b bieten die Vertragsparteien die Gesundheitsleistungen an, die von Menschen mit Behinderungen speziell wegen ihrer Behinderung benötigt werden, um weitere Behinderungen möglichst gering zu halten oder zu vermeiden.

Darüber hinaus verpflichten sich die Vertragsstaaten in Artikel 9, geeignete Maßnahmen zu ergreifen, damit Einrichtungen und Dienste für die Öffentlichkeit alle Aspekte der Barrierefreiheit berücksichtigen.

Quelle: ÄRZTEKAMMER BERLIN vom 22. Mai 2009

Das Familienplanungszentrum „Balance“ zählt zu den Ausnahmen im Berliner Gesundheitswesen. Sybill Schulz, Geschäftsführerin von „Balance“, ergänzt den Forderungskatalog um weitere Punkte: Patienten mit Behinderungen benötigen viel Zeit bei der Behandlung, Zeit, die einem niedergelassenen Arzt im Alltag fehlt. Viele Frauen mit sogenannter geistiger Behinderung kommen gerne zu „Balance“, hier stoßen sie auf Verständnis für ihre spezielle Lebenssituation. Die Ärztinnen kennen den besonderen Kommunikationsbedarf und erklären ihre Diagnosen in leicht verständlicher Sprache.

Es gilt, bestehende Orientierungshilfen für Patienten mit Behinderungen zu evaluieren und behinderte Patienten an den notwendigen Verbesserungen im Gesundheitswesen zu beteiligen. Mit diesem Konsens endete die äußerst lebhaft und spannende Diskussion.

Ursula Rebenstorf

Neues Ambiente mit Raum für Erinnerungen

Das Restaurant blisse 14



Das Restaurant blisse 14 nach dem Umbau

Hell, freundlich und funktional – so präsentiert sich das Restaurant blisse 14 seit seiner Wiedereröffnung im Mai 2009. Der neue Pächter, die KOOP Dienstleistungsgesellschaft mbH führt das nunmehr vollständig barrierefreie Wilmersdorfer Café seit 2009 als einen integrativen Restaurantbetrieb für Menschen mit Beeinträchtigungen. Mit Fingerspitzengefühl und einem durchdachten Konzept verstehen es Restaurantleiter Heiko W. Großer und sein Team, die Stammgäste des ehemaligen Cafés in das neue Restaurant einzubinden, sie an das neue zu gewöhnen und sich gleichzeitig einen neuen Kundenstamm aufzubauen. Entsprechend breit gefächert gestaltet auch die Speisekarte: Vom Pizzabrot oder der Ofenkartoffel für den kleinen Geldbeutel bis hin zum Rinderfilet für die gehobene Essart versuchen die Mitarbeiter den Brückenschlag von Cafékost bis zur klassischen Restaurantküche.

Ein offener Küchenbereich lädt ein, der Zubereitung der Speisen zuzuschauen oder ein paar Worte mit dem Koch zu wechseln. Davon machen die Gäste gerne Gebrauch, verrät Matthias Scholl, Chefkoch des Restaurant blisse 14. „Einige unserer Gäste interessieren sich für die Historie des Restaurants, möchten sich mit mir unterhalten oder ein Foto von den zubereiteten Speisen machen“, erzählt Matthias Scholl. Das 14 Personen starke Team hat sich Kommunikation und Aufmerksamkeit gegenüber dem Gast auf die Fahne geschrieben. „Als Chefkoch ser-

viere ich auch öfter selber oder frage den Gast, ob es ihm schmeckt – das ist für uns alle selbstverständlich“, bestätigt Matthias Scholl.

Ein kleiner Hofgarten lädt bei schönen Wetter zum Verweilen ein. Hinter einer Glaswand am Ende des Cafés befindet sich ein heller separater Gruppen- und Tagungsraum, in dem sich Gäste in einem ruhigeren Rahmen treffen können. Davon machen die Selbsthilfegruppen, die dem blisse 14 treu geblieben sind, nach wie vor gerne Gebrauch. Insgesamt hat sich das Publikum verjüngt, finden Matthias Scholl und sein Küchenteam. Schüler aus den benachbarten Schulen treffen sich hier und auch Studenten nutzen das freie WLAN-Angebot des Hauses.

Und wie sehen die Gäste das neue Erscheinungsbild des Cafés? „Hell und großzügig“, „wir wohnen hier im Kietz, hier ist unser Anlaufpunkt“, heißt es bei einigen, „es fehlt noch ein bisschen die Gemütlichkeit“, heißt es auf der anderen Seite. Stammgäste freuen sich über die traditionellen Jazzbrunchs und den wechselnden Ausstellungen mit Kunstwerken, angefertigt von Menschen mit Behinderungen.

Auch zukünftig wird das Café ein „Restaurant für jedermann“ sein. „Damit wollen wir normalisieren und Selbstbestimmtheit lebendig machen“, erklärt Uwe Liesch, Geschäftsführer der Lankwitzer Werkstätten und Pächter, das langfristig geplante Engagement in der blisse 14.

Ursula Rebenstorf

Einer dieser Tage...



Als ich erfuhr, dass der SWR eine Sendung der erfolgreichen Talkshow „Nachtcafé“ dem Thema „Leben online – wie das Internet uns verändert“ widmen wollte, wandte ich mich an die Redaktion des SWR. Mir lag es sehr am Herzen, dass der Sender sich für eine zunehmende Barrierefreiheit des Internets einsetzt. Ergebnis war, dass man mich bat, selbst in die Sendung zu kommen. Na prima! Und das mir, die ich schon jahrelang nicht mehr auf Reisen gewesen war. Aber Bangemachen und Kneifen galt nicht.

Als Erstes erzählte ich überall im Chat herum, dass mir eine Rollstuhlschiebehilfe für die Reise fehlen würde. Ein in Stuttgart gebürtiger und in Leipzig lebender Chatter erklärte sich bereit, mich nach Ludwigsburg zu begleiten, und reiste tatsächlich am Abend vor der Sendung bei mir an. Ich stand um 5 Uhr auf, und um 8 Uhr ging es los, wobei ich erhebliche Schwierigkeiten hatte, des Chatters sächsisch-schwäbisch gefärbte Mundart zu verstehen, während er sich bemerkenswert ungeschickt beim Schieben des Rollstuhls über den Bahnhof anstellte. Daran lag es

Hannelore Bauersfeld zu Gast bei Wieland Backes im „Nachtcafé“ des SWR.

aber nicht, dass der ICE vor unserer Nase abfuhr. Endlich tauchten die richtigen Service-Point-Mitarbeiter der Bahn auf und standen uns von nun an hilfreich zur Seite. Ein Zug um 12 Uhr war uns jetzt zwar sicher, aber sicher war auch, dass wir sehr knapp vor Beginn der Aufnahme des „Nachtcafé“ in Stuttgart eintreffen würden.

Als wir kurz nach 18 Uhr in Stuttgart ankamen, war es zu spät zum nötigen Frischmachen und Umziehen im Hotel. Also ging es im Eiltempo von Stuttgart nach Ludwigsburg bzw. direkt zum Schloss Favorite. Dort hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, meine gesamte Reisegarderobe ausziehen und deo-chemisch gereinigt in die für den Fernsehauftritt vorgesehenen Sachen steigen zu dürfen: Schuhe, Unterwäsche, langes schwarzes Kleid, roter Chasuble.

19 Uhr 15 das Klopfen der Regie an der Tür, die mich im Eiltempo in die Maske schob, wo ich von einer Masken-



bildnerin verwöhnt wurde, die mir das feuchte Make-Up über mein ungewaschenes Reisegesicht schmierte und so zu meiner Erfrischung beitrug. Dieser Spannungsmoment dauerte nur kurz, denn auch die männlichen Diskutanten der Talkrunde sollten ja noch eingefärbt werden.

19 Uhr 25: Erst ein Fotoshooting im Aufnahmerraum, in dem bereits das Publikum Platz genommen hatte, dann die Besteigung des Podiums... In Sekunden-

schnelle erkannte ich in dem Menschen mit der Irokesenfrisur vor dem Podium die optimale Treppenhilfe, alle anderen schienen mir zu zerbrechlich oder waren zu kurz geraten für die Stufenhöhe... Er funktionierte auf meine Blicke hin hervorragend und brach auch nicht zusammen, als ich mich bei ihm abstützen musste. Ich konnte mich also ganz darauf konzentrieren, beim Heraufklettern auf das Podium nicht zu sehr meine Kehrseite herauszustrecken oder gar auf allen Vieren zu kriechen – um mich herum das Publikum wissend, das noch nichts weiter zu tun hatte, als mir bei meinen Bemühungen zuzuschauen.



19 Uhr 30: Kaum waren wir verkabelt und hatten für den Soundcheck unsere Anreise geschildert, waren wir schon mitten in der anderthalbstündigen Talkrunde, die letztendlich zwei Stunden dauerte, von denen wiederum eine halbe dann rausgeschnitten wurde – nämlich bis auf zwei kurze Statements am Anfang und am Ende all meine Redebeiträge...

Mein Kampf mit dem Sofa, der Aufnahmetechnik, der Kameraführung und dem weiblichen Willen, möglichst vorteilhaft rüberzukommen, hatte begonnen: Die Sitzgelegenheit, auf die man uns platziert hatte, ist für Männer gebaut, und nicht für kleine runde Berlinerinnen mit kurzen Oberschenkeln. Setzte ich mich ganz nach hinten an die Rückenlehne, wurden meine Knie gestreckt und meine Beine klapperten nach vorne hoch. Dabei rutschte der glatte rote Chasuble seitlich von meinen Knien, wodurch die schlankmachende Teilung der glatten schwarzen Fläche meines Kleides wegglied. Ging nicht. So konnte ich nicht sitzen. Außerdem wurde beim Anlehnen an die Rückenlehne mein

Bauch vorgedrückt, mein Kinn sank auf die Brust, und ich hing da wie ein Schluck Wasser – total unvorteilhaft!

Also nach vorne gerutscht, Rücken durchgedrückt, Bauch eingezogen, versucht, die kurzen Beinchen auf dem Fußboden aufzustellen, nicht mit den Füßen zu baumeln und die Knie zusammenzudrücken, dabei ab und zu den abgleitenden Chasuble entweder mit der linken Hand haltend oder frisch sortierend. Der gelegentliche Versuch, den rechten Arm auf der Armlehne abzulegen, erschien auch unvorteilhaft, daher wurde dieser meist zwischen Lehne und Körper festgeklemmt.

Natürlich vergaß ich dann beim temperamentvollen Darlegen meiner Gedanken alles und musste mich ständig neu sortieren. Doch irgendwann hatte das grausame Spiel ein Ende, und ich konnte mich wieder entspannen. Alles strahlte, man gratulierte mir ob meiner temperamentvollen, charismatisch-professionellen Beiträge. Und irgendwie kam ich auch wieder heil vom Podium herunter.



Ich bekam ein herrliches barrierefreies Zimmer, auch wenn sich mir die Funktionsweise des Wasserhahns im Bad nicht erschloss, bevor es zum Gala-Diner im Restaurant des Hotels ging, zu dem eine

prächtige Showtreppe hinabführte... Da war es dann schon fast Mitternacht, und mein Hungerzentrum hatte es aufgegeben, Signale zu senden – und an dem selbstgemachten Ziegenhartkäse des Schweizer Mitdiskutanten war es nicht wirklich interessiert ...

Hannelore Bauersfeld



Tu dir etwas Gutes an, fahr mal wieder U-Bahn

Trotz vieler Verbesserungen und zahlreicher Aufzüge in den Berliner U- und S-Bahnhöfen sind Menschen mit Behinderungen bei der täglichen Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln häufig mit Hindernissen konfrontiert. WIR lassen in dieser Rubrik Menschen mit Behinderungen von ihren persönlichen Erlebnissen bei der Fahrt mit Berliner U- und S-Bahnen erzählen.

Weil ich gerne mit der U-Bahn fahre, benutze ich sie bei schönem Wetter viel, sei es z.B. zum TrekDinner (regelmäßige Treffen von Star Trek-Fans, A.d.R.), zum Besuch bei meinen Freunden oder zur Augenärztin im Ärztehaus am Bahnhof Friedrichstraße. Zum Zahnarzt in Steglitz fahre ich mit der U- und S-Bahn, wobei ich mit der S-Bahn nicht gerne fahre. Es gibt noch alte Bahnhöfe, wie den Bahnhof Neukölln, die höher liegen als die S-Bahn, da komme ich ohne Hilfe nicht hinein und heraus.

Das ist bei der U-Bahn ganz was anderes: Es werden beim Zug auch Rampen

angelegt, aber es gibt keine Höhenunterschiede. Beim durchgehenden Zug braucht man keine Rampen, da kann man ganz bequem hinein und hinaus fahren, es sei denn, dass es einen breiten Spalt zwischen U-Bahn und Bahnsteig gibt, da braucht man die Rampe zur Überbrückung. Wenn ich mit der U-Bahn fahre, bin ich zeitlich unabhängig. Meiner Meinung nach kommt man schneller ans Ziel als mit der S-Bahn. Ich habe auch schon erlebt, dass ich missverstanden wurde, als ich beim Einsteigen zum U-Bahn-Zugführer sagte, dass ich beim U-Bahnhof „Rathaus Neukölln“ aussteigen möchte: Sie fuhren mich zum S-Bahnhof Neukölln. Da bin ich dann mit dem nächsten Zug zwei Stationen zurückgefahren. Genauso mache ich es mit den defekten Aufzügen: Da fahre ich zur nächsten Station weiter, die einen Aufzug hat. Für mich ist es das kleinere Übel, und ich fahre trotzdem weiter mit der U-Bahn.

Wolfgang Kröpsch

Endlich rbb

Vor 6 Uhr morgens klingelt mich der Wecker wach. Kurze Zeit später bereite ich mein Frühstück zu. Anstatt hastig ein paar Bissen hinunterzuwürgen, um diese dann mit einigen Schlucken Kaffee hinunterzuspülen, gebe ich mir eine Stunde Zeit, damit ich nicht hektisch oder aufgewühlt in den Tag komme. Bis 8 Uhr, wenn der Fahrdienst kommt, habe ich schließlich noch eine Stunde Zeit im Badezimmer.

Wenngleich zwei Stunden für die meisten Menschen mehr als ausreichend sein mögen, muss ich mich dennoch beeilen. Die Fahrt mit dem Fahrdienst braucht ein bis zwei „Abendschauen“ lang – je nach Straßenverkehr. Am Arbeitsort angekommen, fahre ich den Rechner hoch. Dann beginnt meine Arbeit. Meine Aufgabe ist es, Daten zu bearbeiten. Dazu muss ich Daten aus Aktenordnern auslesen und in eine Datenbank eingeben. Hervorzuheben ist dabei, dass ich die Datenbank selbst entworfen habe. Meine Berufsbildungsmaßnahme habe ich vor über zwölf Monaten am Berufsbildungswerk (Bfw) in Nürnberg als Informatikkaufmann abgeschlossen. Und mein derzeitiger Arbeitgeber Rundfunk Berlin-Brandenburg (rbb) bietet mir die Möglichkeit, in meinem Berufsbild tätig zu sein. Im Rahmen meiner beruflichen Rehabilitation hat sich eine Arbeitsvermittlerin dafür eingesetzt, dass ich in meinem neuen Beruf Arbeit finde. Diese Konstellation ist sehr gut! Sie hat mir als körperlich behindertem Menschen die Möglichkeit eröffnet, mein neu erworbenes Berufswissen als Informatikkaufmann, das ich innerhalb der Reha-



Ferdinand Ollig

maßnahme im Bfw Nürnberg absolviert habe, anzuwenden.

Es geht mir aber jetzt nicht darum, meinen Arbeitstag mit meinen rehabilitativen „Vorleistungen“ sowie den näheren Abläufen zu beschreiben, sondern darum, Ihnen verständlich zu machen, weshalb diese Arbeitsmaßnahme hervorragend ist. Verglichen mit den gesundheitlichen Rehamaßnahmen findet die berufliche Reha Maßnahme im gesellschaftlichen Zusammenhang statt. Dabei geht es nun nicht mehr darum, dass ein Mensch Therapien benötigt, um die körperliche Misere anzugehen bzw. sich eigenständiger im Leben voran zu bewegen. Es ist nun mal Fakt, dass in meinem Fall die Körperbehinderung da ist und sich nicht mehr – wesentlich – verbessert. Weil ich 1993, als ich den Kleinhirnininfarkt bekommen habe, noch studiert habe, war ich bis dato ohne Berufsausbildung gewesen. Deshalb konnte ich ja im Bfw Nürnberg eine Bildungsmaßnahme als Informatikkaufmann machen.

Obwohl der Arbeitsmarkt in Berlin angespannt ist und körperlich behinderte Menschen kaum eine Chance erhalten, in gängigen Berufen eine Anstellung zu finden, gibt es in dem Fall eine Art Betreuung durch das Versorgungsamt. Diese Betreuung sieht in Absprache mit dem Betroffenen vor, dass gesundheitliche, berufliche und persönliche Bedingungen des betroffenen Klienten Berücksichtigung finden. Die gesundheitliche Verfassung hat bei mir eine entscheidende Rolle gespielt. Vorab war die fürs Berufsleben so wichtige Belastbarkeit diagnostiziert worden. Dabei war und ist auch der relativ geringe Therapieaufwand ein gewichtiger Gesichtspunkt. Denn statt der eigenen gesundheitlichen Maßnahmen steht fortan das gesellschaftliche Fortkommen bzw. die betriebliche Arbeit im Vordergrund. Nicht irgendwelche Ämter sorgen für einen, sondern die berufliche Eigenständigkeit bringt einen weiter. Die integrative Maßnahme wird dadurch sehr bedeutend, weil für den betroffenen Menschen nicht mehr

die Beschäftigung mit der eigenen Behinderung, sondern die berufliche Auseinandersetzung mit geschäftlichen Prozessen wichtig wird. Wenn Sie so wollen, wandelt sich die Konfrontation mit dem persönlichen Leid zu einer Nebensache.

Es wird durch den Arbeitstag zeitlich bewirkt, dass die häufige Beschäftigung mit den Auswirkungen der persönlichen Behinderung nicht mehr so viel Zeit und Nerven beansprucht wie zuvor und damit weniger Frust bringt. Das Interesse an den geschäftlichen Prozessen bei der Arbeit wächst umso stärker, je höher die (geistige) Beanspruchung durch die Arbeit ist. Somit entsteht ein fester Bezug zu der Tätigkeit, die von den ehemaligen Abhängigkeiten durch Ämter u.a. weggeführt. Letztendlich kann die Integrationsmaßnahme bei körperlich behinderten Menschen gewiss keine gesundheitlichen Einschränkungen auflösen, aber sie kann klar dazu führen, dass die verinnerlichte Pein und andere psychische Befangenheiten abgelegt werden.

Ferdinand Ollig

Mein Leben in einer Wohngemeinschaft

Mein Name ist Harry Winter, und ich möchte mal für die Menschen, die sich mit dem Gedanken befassen, in eine Wohngemeinschaft zu ziehen, meine Erfahrungen zu Papier bringen. Im Jahr 1993 zog ich vom Rehabilitationszentrum Fürst Donnersmarck-Stiftung oben im Norden Frohnau in eine betreute Wohngemeinschaft der Fürst Donnersmarck-Stiftung in der Weichselstraße 51. Hier bewohne ich ein ca. 25 m² großes Zimmer, das ich mir nach meinem Geschmack einrichten konnte. Die WG ist zentral gelegen, so dass es nicht weit zum Supermarkt ist. Es gibt mehrere Läden, so dass man die Möglichkeit zu Preisvergleichen hat. Ich arbeite von 7 Uhr 30 bis 14 Uhr 30 in einer

Werkstatt für Behinderte in Neukölln. Die Therapien, die ich schon in Frohnau hatte, Krankengymnastik und Schwimmen, kann ich dort in den entsprechenden Einrichtungen weiterhin absolvieren. In unserer WG sind wir vier Männer und harmonieren gut miteinander. Jeder von uns hat bestimmte Aufgaben wie z.B. Einkaufen, Geschirr spülen, Tisch decken etc. Zu den Betreuern kann ich nur sagen, sie sind alle nett und in Fachfragen kompetent. Hier wird man rund um die Uhr betreut. Ich hoffe, dieser Bericht hat Ihnen einen Einblick in das Leben einer Wohngemeinschaft gegeben.

Harry Winter



Sophie Charlotte - die vergessene (?) Königin



Vor einiger Zeit besuchte ich den Souvenirshop im Potsdamer Schloss Sanssouci und wenige Tage später sein Gegenstück im Schloss Charlottenburg. Nachdem ich sowohl die Blumenpracht in den Gärten als auch die reizvolle Architektur bewundert hatte, stellte ich in den Andenkenläden fest, dass es dort Handtücher, Bilder, Teegeschirr oder Servietten mit dem Konterfei der Königin Luise bzw. Beschreibungen ihres Lebens zu kaufen gab, allerdings nichts über und mit Königin Sophie Charlotte.

Sophie Charlotte

Hierbei bemerkte ich eine gewisse Ungleichheit. Von Sophie Charlotte war das Sommerschloss Lietzenburg errichtet worden, doch Königin Luise, die nach ihr regierte, scheint noch immer weitaus größere Popularität zu genießen.

Deshalb möchte ich versuchen, das Leben der Sophie Charlotte ein wenig mehr in den Mittelpunkt zu rücken. Sie kam als Tochter des Fürstbischofs Herzog Ernst August von Braunschweig und Lüneburg und seiner Gemahlin Sophie von der Pfalz am 30.10.1668 zur Welt und war die einzige Tochter zwischen drei älteren und drei jüngeren Söhnen. Ihre ersten fünf Lebensjahre verlebte sie auf Schloss Iburg, seit 1648 Residenz der Fürstbischöfe von Osnabrück. Dort ist noch heute das Geburtszimmer zu besichtigen. Außerdem verfügt die Iburg über eine Schlosskappelle und sogar eine eigene Räumerei. Für längere Zeit war dort auch eine Polizeischule untergebracht. Im Jahre 1673 wurde die Residenz aufgegeben, und die Familie bezog das neue Osnabrücker Schloss.

Die Prinzessin erhielt eine sehr fortschrittliche Bildung. Neben einer protestantischen Erziehung bekam sie auch Unterricht in der italienischen, französischen und englischen Sprache. Der ausgeprägte Sprachunterricht sollte sie auf das zukünftige Leben an der Seite eines europäischen Herrschers vorbereiten. Allerdings wurden die Ehebestrebungen mit dem Sohn des legendären französischen Sonnenkönigs von Seiten der Franzosen abgelehnt. Stattdessen „vermittelte“ man sie an das Haus des brandenburgischen Kurfürsten.

Mit gerade 16 Jahren verheiratete man sie mit dem Brandenburger Kurprinzen, der im Jahre 1688 den kurfürstlichen Thron bestieg. Das Paar regierte zwölf Jahre, bis es anno 1701 in Königsberg zu König und Königin von Preußen gekrönt wurde. Sophie Charlotte brachte drei Kinder zur Welt, von denen leider nur Friedrich Wil-

helm das Erwachsenenalter erreichte, der wiederum die Königswürde erhielt und als Friedrich Wilhelm I. regierte.

Im Austausch zum Schloss Caputh und den angrenzenden Ländereien übergab Friedrich I. seiner Gemahlin das Dorf Lietzow sowie das umgebende Gelände. Dort ließ sie von Johann Arnold Nehring ein Schloss für den Sommer errichten. Dort hielt sie sich regelmäßig auf, weil ihr selten erlaubt war, sich in die Tagespolitik am Berliner Hof einzumischen. In ihrer vertrauten Umgebung schuf sie eine der Kunst und Wissenschaft zugewandte Atmosphäre. In einem nach ihren Wünschen errichteten kleinen Opernhaus kamen Werke der italienischen Opernliteratur zur Aufführung. Die Königin empfing auch Leibniz und andere gelehrte Männer der Zeit und führte mit ihnen Gespräche und weitergehende Korrespondenzen. Es ist anzunehmen, dass hieraus auch die Gründung der Akademie der Wissenschaften resultierte. Diese Briefwechsel missfielen dem König, weil er befürchtete, dort in schlechter Art und Weise charakterisiert zu werden. Darum vernichtete er die Briefe persönlich.



Daraus kann man ablesen, dass die königliche Ehe vermutlich nicht sehr glücklich war. Wie die meisten Verheiratungen zur damaligen Zeit diente sie ausschließlich politischen Interessen.

Mit nur 36 Jahren verstarb Königin Sophie Charlotte (1705) an einer aus heutiger Sicht harmlosen Halsentzündung. Ihr Prunksarg fand in späteren Jahrhunderten Platz in der Hohenzollerngruft des Berliner Doms unter den Linden.

Die Arbeiten an der Sommerresidenz (inklusive Ausbau und Kuppelaufsatz) gingen dennoch weiter und zogen sich bis in das Jahr 1712. Das heißt also, Sophie Charlotte konnte das Schloss, wie wir es heute kennen, gar nicht mehr nutzen. Trotzdem wollte der König die Erinnerung an seine Frau wach halten und ließ den Bau sowie die nahegelegene Ansiedlung Lietzenburg in Charlottenburg umbenennen.

Hier schließt sich der Kreis, indem erwähnt werden soll, dass Berlin-Charlottenburg mit der Stadt Bad Iburg im Jahre 1980 eine Städtepartnerschaft einging. Auch mich persönlich betraf diese bis heute andauernde Verbindung, weil meine Großeltern zu diesem Zeitpunkt für etwa zwölf Jahre in den Kurort im Teutoburger Wald zogen und ich bei ihnen zahlreiche Besuche machte. Dabei wurde schon früh mein Interesse für diese geschichtlichen Zusammenhänge geweckt.

Anke Köhler

Das Schloss Charlottenburg

Ist Comedy noch komisch?

Diese Frage stellt sich mir inzwischen des Öfteren, wenn ich im Fernsehen mit Auftritten von Zeitgenossen wie Kurt Krömer oder Atze Schröder konfrontiert werde. Meine Antwort darauf lautet ohne Zögern: „Nein!“ Ich halte es für ein glattes Armutszeugnis, dass diese Menschen in Verrenkungen über die Bühne hasten oder Interviewpartner brüskieren. Mit dem weit unter der Gürtellinie angesiedelten Pseudohumor wirken sie auf mich oftmals sehr beleidigend. Zumal ich für möglich halte, dass beispielsweise Jugendliche ohne das hektische Gerenne über die Bühne oder Augenrollen gar nicht begreifen, dass es hier um Lustiges gehen könnte. Es braucht aufwändige Kostüme und Kulissen, wie in den Filmen von Bully Herbig, um dem Publikum klarzumachen: „Hey Leute, das ist Humor!“

Glücklicherweise konnte ich erleben, dass es bis in die späten 60er Jahre noch Humoristen vom Schlage eines Heinz Erhardt gab, die den Hauptteil ihrer Komik aus dem Wort zogen. Sie standen in gut gefüllten Sälen vor dem Mikrofon und führten als Conferenciers mit humorigen Überleitungen durch bunte Programme oder gestalteten selber Programme, die auch auf Schallplatten zu hören waren. Dabei bedienten sie sich verschiedener Dialekte oder erzählten Anekdoten mit verteilten Rollen. Ein besonderer Meister dieser Kunst war der schlesische Komiker Ludwig Manfred Lommel. Er kreierte das Ehepaar Neugebauer und gab groteske Alltagsbeobachtungen zum Besten.

Als sein Nachfolger gilt wohl Peter Frankenfeld, der täuschend echt Dialekte nachahmen konnte und dies mit witzigen Einfällen verband. Zwar wurde ein kariertes Jackett zu seinem Markenzeichen, aber er musste eben nicht nur optisch präsent sein, um die Menschen zu

amüsieren. Auch wenn heutzutage noch viele Menschen Heinz Erhardt als den freundlichen Dicken mit der markanten Brille kennen, weil er auch in Filmen erfolgreich mitspielte, so verdiente er die ersten Lorbeeren doch auf der Kabarettbühne oder im Rundfunkstudio. Das heißt, er benötigte nur ein Mikrofon, um in herrlichen Wortspielereien Komik zu entfalten.

Als ebensolcher Meister des komischen Wortes kann der Kabarettist Wilhelm Bendow gelten. Mit seiner bereits 1936 aufgenommenen Szene „Auf der Rennbahn“ setzte er Maßstäbe. Der Satiriker Loriot verwendete die akustische Vorlage für einen Zeichentrickfilm.



Wilhelm Bendow (r.) mit Schauspielkollegen bei einer komödiantischen Kochshow auf der "Berliner Kochkunstausstellung", 1931

All diese Männer, denke ich, beweisen, dass man Dinge nicht sehen muss, um sie ulkig zu finden. Werden auf bestimmte Art und Weise Geschichten erzählt oder Personen karikiert, hat das teil-

weise eine größere Wirkung, als wenn nur die berühmt-berüchtigte Torte über die Bühne fliegt oder jemand in einen Graben fällt.

Nur noch wenige derzeit tätige „Comedians“ verstehen sich darauf, lediglich mit Hilfe des gesprochenen Wortes Humor zu erzeugen. Hierzu zählen einige wenige Kabarettisten, z.B. Rüdiger Hoffmann und Dieter Nuhr. Hört man ihnen genau zu, gewinnt man doch den Eindruck, dass der feine, bisweilen intellektuelle Humor noch nicht zur Gänze ausgestorben ist.

Für wirklich komisch halte ich auch den Journalisten Bastian Sick, der mit seinen Erklärungen zur deutschen Sprache ganze Bücher und inzwischen auch Säle zu füllen vermag.

Anke Köhler

Qi – Energie und (Un-)Ruhe im Friedrichstadtpalast

Dank des Freizeitbereichs des Fürst Donnersmarck-Hauses konnten wir uns Anfang Mai an einem Samstagnachmittag das Stück Qi – eine Palast-Phantasie im Friedrichstadtpalast ansehen. Es war eine beeindruckende Angelegenheit für uns alle. Das Stück zeichnete sich durch extreme Dynamik aus – auf der wohl „größten Revue-Theaterbühne der Welt“. Das Orchester war links erhöht hinter einer Glaswand positioniert, der Publikumsraum gut gefüllt.

Zu Anfang aus dem Publikum heraus: Ein clowneskes Paar mit rosa Babywagen, pink und silbern gekleidet, er mit blonder Tolle – das waren die „Magic Comedy“-Clowns, die uns in den vielen Umbaupausen immer wieder mit Slapstick erfreuten.

Der romantische Seerosenteich am Anfang wich barbrüstigen Tänzern. Die Bühne kreiste, drehte und verschob sich unentwegt überraschend in technischer Raffinesse, und wir als Publikum fielen immer wieder aus allen Wolken in neue Bühnenbilder von überwältigender Farbigkeit hinein. Im bläulich gehaltenen Eislaufteil mit Akrobatikelementen gefiel mir nicht, dass der Held-in-Schwarz die beiden Frauen mit einem schwarzen Mantel verschluckte. Sodann verzauberte sich alles zu Weiß, eine Romanze begann. Discokugeln und Mondattrappen zogen am Him-

mel auf, wieder Szeneriewechsel: echtes Wasser in Massen auf der Bühne, ein extrem riesiger Kronleuchter tauchte aus dem Pool auf, mit ihm aus der Tiefe erschien eine schwarze Tänzerin.

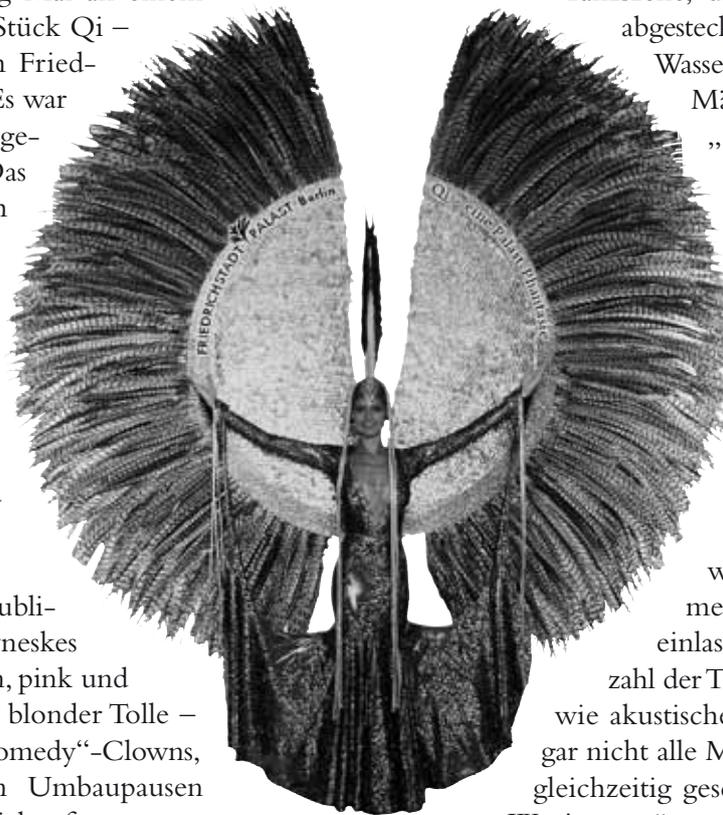
Witzig die Szene, wo eine kleine Taschenlampe echtes Feuer auslöste und quietschend von „Magic Comedy“ gelöscht wurde. Nach der Pause kam Satan persönlich auf die Bühne! Es folgte ein begeisternder Gummimann, dann eine Tanzszene, diesmal futuristisch, mit abgesteckten Bewegungsabläufen.

Wasser regnete auf die Bühne, Männer stiepten darin, „Qi“ wurde in Lichtstreifen über das Wasser geblendet. Die Umbaupause vor der Hochseilakrobatik wurde hübsch mit weißen gefalteten Kamelen gestaltet, die an der Bühnenrückwand vorbeiflogen.

Die meisten Szenen waren so kurz, dass mensch sich nicht richtig einlassen konnte. Die Überzahl der Tänzer und der optischen wie akustischen Reize bewirkte, dass gar nicht alle Mühen und Schönheiten gleichzeitig geschätzt werden konnten. Weniger wäre mehr und würde den KünstlerInnen eher gerecht werden. Gegen Ende der fast drei Stunden währenden Show gab es eine fantastische Seilakrobatikszene. Überwältigend!

Am Ende sahen alle zufrieden aus. Mein erster Gedanke danach: Bedeutet Qi nicht neben Energie auch mal Ruhe?

Heike Oldenburg





Musical-Comedy: Kiss me, Kate

Diesmal wurde in der „Komischen Oper Berlin“ das Musical „Kiss me, Kate“ von Samuel und Bella Spewack aufgeführt. Die Gesangstexte sowie die Musik stammen von Cole Porter. Wie immer traf sich die schon eingeschworene kulturversessene Gruppe samt Neuzugängen am 8. November 2008 zur Einführung vorab in der Villa Donnermarck. Mit humorvoll launigen Worten wurden uns von Lothar Friedrich bei einem kleinen Imbiss Handlung und Musik nahegebracht. Allein schon seine Ankündigung, dass eine Rhythmusgruppe/das Orchester auf der Bühne sein wird, machte neugierig. Als wir ankamen, erwartete mich im Innenraum der Oper eine Überraschung: Einige Sitzreihen wurden verkürzt, so dass die Rollstuhlfahrer eine gute Sicht zur Bühne haben – toll! Das Haus war voll besetzt.

Nun zur Aufführung selbst: Die Bühne war in zwei Hälften geteilt. Links spielte sich die Handlung ab, rechts saßen die Musiker des Orchesters, erkennbar an der Kopfbedeckung, dem Fes. Es wurden Umkleidekabinen reingerollt und umgestürzt, so dass sich die Tür oben befand. Die Akteure liefen hektisch umher, bis der Regisseur Fred Graham – ein Casanova in

der Midlife Crisis, gespielt und gesungen von Roger Smeets (hervorragend) – sie zur Ordnung rief. Fred Graham ist nicht nur Autor und Hauptdarsteller einer finanziell angeschlagenen Theatergruppe, sondern auch Regisseur von Shakespeares Komödie „Der Widerspenstigen Zähmung“. Da es für die Theatergruppe die letzte Chance ist, engagiert er seine Exfrau für eine der weiblichen Hauptrollen: Lilli Vanessi – einst Star der Gruppe, die sich dann aber einer Hollywood-Karriere widmete. Außerdem die Nachtclubsängerin/-tänzerin Lois Lane mit ihrem spielsüchtigen Freund.

Das Shakespeare-Stück spielt in Padua: Um Bianca (Lois Lane) werben drei Verhehrer. Der Vater will aber erst die kratzbürstige Schwester Katharine (Lilli Vanessi) verheiraten, die plötzlich nicht mehr mitspielen will – bis Petruchio (Fred Graham) erscheint und zu einer List greift...

Die Aufführung wurde der Bezeichnung „Camp“ sehr gerecht: Es ist spielerisch, antiseriös, liebt das Übertriebene, Übergeschnappte. Genau dies gelang den Akteuren grandios – ob gesanglich oder akrobatisch, mimisch oder im Text. Danke.

Hannelore Jerchow

Einfach mal weg mit dem Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung

Tagesfahrten und Reisen 2010

Ein buntes und barrierefreies Reiseprogramm hat das Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung auch 2010 wieder für Sie vorbereitet. Bei den Tagesfahrten geht es am 18. April los mit der Flottenparade, einer Korsoschiffahrt, ab Potsdam. Dann geht es zur Baumblyte nach Werder, zur Frauenkirche nach Dresden, zum Choriner Musiksommer, in die Niederlausitz zum Besucherbergwerk F 60 und zu vielen anderen attraktiven Ausflugszielen. Bei den Reisen stehen die Ostseeinsel Usedom, das Weserbergland, die Tiroler Alpen und der Schwarzwald auf dem Programm.

Sportlich geht es auch an zwei Wochenenden unter dem Motto „Erlebniswelt Wasser“ zu, bei denen Sportarten auf und unter Wasser im Mittelpunkt stehen. Besonderes Highlight darin sind die Tauchworkshops in Rheinberg, vom 2. bis 4. Juli im Stechlinsee und vom 29. bis 31. Oktober im Schwimmbad des Hauses Rheinberg. „Beim Tauchen werden die Lunge und die Muskeln trainiert und gleichzeitig wirken die Druckveränderungen entspannend auf den Körper. Dazu ist Tauchen eine der besten Integrationsarten, denn unter Wasser sind alle gleich“, sagt Torsten Voigt von der Greifswalder Sportgemeinschaft, der diesen Workshop als Tauchlehrer leiten wird.



*Wolfgang Schneider
und
Christiane Fürll*

Ein besonderes Angebot sind zwei Workshops im Rollstuhltanz, die im März im Haus Rheinsberg stattfinden. Die ehemalige Vizeeuropameisterin für Turniertanz, Christiane Fürll, und der erfahrene Rollstuhltänzer Wolfgang Schneider führen auf einem Workshop im März in Standardtanz und Tango Argentino ein.

Ausführliche Informationen erhalten Sie bei Ines Voll und Christine Busch im barrierefreien Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung, Blissestr. 12, 10713 Berlin, Tel.: 030 / 821 11 29, www.fdst.de.

Ines Voll/Christine Busch

GELASSEN REISEN
ENTDECKEN - ENTSPANNEN - ERLEBEN

REISEBÜRO
DER FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG

Tel. (030) 821 11 29 www.fdst.de

FÜRST DONNERSMARCK-STIFTUNG



*Auf dem Steg am
Ruppiner See*

Von schadenfrohen Mistpützenkrebse

Ferienfreizeit Gnewikow
16. bis 29. August 2009

Keine Schule, keine Eltern und (fast) keine Vorschriften. Einmal im Jahr so richtig raus aus dem Alltag, das geht natürlich auch mit Rolli. Es geht über Wald und Wiesen, auch nachts, aber dazu gleich mehr.

Zum neunten Mal bin ich jetzt mit auf einer Ferienreise gewesen, ich glaube, das ist ein Rekord, immer an verschiedenen Orten: Hölzerner See, Werbellinsee, Teupitz, und dieses Mal Gnewikow im Ruppiner Land. Richtig cool ist, dass immer Kinder mit und ohne Behinderung zusammen fahren. Mein Kumpel Paul, den ich schon lange kenne, war auch mit – wir waren zusammen in einem Zimmer. Wir hatten viel Spaß mit uns und mit den anderen. Beispielsweise beim Kostümfest: Da war ich Pippi Langstrumpf, ja richtig gehört, ich war Pippi Langstrumpf, und

das als Junge! Paul war Batman. Auch wenn man es nicht glaubt, das passt. Besonders lässig sah es aus, als wir zusammen Limbo getanzt haben.

Doch es gab nicht immer nur schöne Momente. Das Wasser war mir persönlich zu kalt (wer geht auch bei 23 Grad Wassertemperatur gerne baden?!) – aber die haben für alles eine Lösung gefunden: Sonderanfertigung für Moritz: Ab ins Planschbecken! Eine andere weniger schöne Angelegenheit war unser erster Grillabend. Na ja, weil... Ich habe es einfach übertrieben mit den Bratwürstchen. Ich überlass das mal der Fantasie der Leser ...

Supercool fand ich die Dampferfahrt über den Neuruppiner See. Strahlender Sonnenschein, blauer Himmel und so gut wie keine Wolken – besseres Wetter hätten wir uns wirklich nicht vorstellen können! Was ich als großes Glück ansehe ist, dass wir noch mal gegrillt haben – und diesmal ohne Schweinereien ... Ich konnte meine Bratwurst also richtig genießen.

Mit Pfeil und Bogen ging's beim Bergfest hoch her. It's Indianertime! Wie richtige Indianer sind wir auf Streifzügen gewesen. Es hat mir riesig viel Spaß

gemacht – das kann ich von der Nachtwanderung nicht behaupten. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, wie viel Angst ich gehabt habe! Paul allerdings war mutig ... okay, soweit es als mutig gilt, wenn man beim Gehen während einer Nachtwanderung fast einschläft! Die nächste Sensation war unser Fußballmatch! Ich durfte die Rolle im Tor übernehmen. Und das habe ich dann hervorragend gemeistert. Trotzdem sind wir nur Zweiter geworden – aber das lag an den anderen, nicht an mir!

Und jetzt kommen wir zu einem der meistgefürchteten Feste: NEPTUNFEST! Leider, leider wurde ich ausgewählt und mit widerlicher Pampe beschmiert. Diese Art von Taufe ist wirklich nicht die angenehmste... Ich bekam übrigens einen besonders blöden Namen: Schadenfroher Mistpfützenkrebs! Doch ich wurde nicht ohne Grund so genannt: Immer wenn irgendwer niesen musste, habe ich mich, schadenfroh wie ich bin, fast gekringelt vor Lachen. Besonders amüsiert habe ich mich, wenn mein Lieblingsbetreuer Peter niesen musste.

Zum Schluss kommt eines der größten Highlights überhaupt: die Mini-Playback-Show! Ich und meine „Band“ haben die Bühne mit „Junge“ von den „Ärzten“ gerockt. Und über Pauls Auftritt lässt sich streiten ... Er hat „99 Luftballons“ gesungen. Zum Schluss haben wir den Tag dann mit einer supergeilen Disco ausklingen lassen!

So Leute, das war's dann auch schon. Die Zeit ging viel zu schnell vorbei, und ich danke allen, die das, was du gerade gelesen hast, möglich gemacht haben. Um mich deutlicher auszudrücken: Ich danke den Leuten vom Einhorn e.V. und meinen Eltern. Auch danke ich meiner Schwester Pauline, die mit mir diesen Artikel geschrieben hat.

Moritz Spieckermann



Moritz Spieckermann als Pippi Langstrumpf

Moritz Spieckermann ist 14 Jahre alt und Experte in Sachen Ferienreisen. Wenn er nicht verreist, besucht er die 8. Klasse der Marianne Buggenhagenschule für Körperbehinderte in Berlin-Buch, hört gerne R'n'B und verbringt viel Zeit unterwegs und mit Freunden.

Seit dem Start der Ferienreisen bei Einhorn e.V. im Jahr 2001 haben daran ca. 1.000 Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung teilgenommen, und in jedem Jahr gibt es mehr Interessenten als Plätze. Die Ferienreisen können nur mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung realisiert werden. Durch diese kontinuierliche Zusammenarbeit kann Einhorn e.V. einen kleinen Beitrag zur täglichen Inklusion leisten.

Katrin Kerner

Leiterin des Bereichs Eingliederungshilfe und Koordinatorin integrativer Ferienreisen Einhorn e.V.

Weitere Informationen unter www.verehorn.de

Selbstständig reisen

Beginnen möchte ich damit, Ihnen meine Reiseroute vorzustellen. Zuerst flog ich von Berlin nach Wien. Von dort fuhr ich mit Freunden im Auto nach München und zuletzt mit dem Zug von München nach Berlin. Das ist ein gewisses Abenteuer für mich gewesen. Denn für mich als körperbehinderten Menschen, der durch eine Erkrankung körperliche Einschränkungen hat, ist Selbstständigkeit beim Reisen nicht selbstverständlich. Insofern ist es ein Wagnis gewesen. Doch ich möchte den Reisebericht gerne von Anfang an erzählen.

Der Mann mit der Uniform kommt auf mich zu und fragt: „Benötigen Sie nachher Unterstützung beim Einstieg ins Flugzeug? Können Sie die Gangway allein heraufsteigen?“ „Ja, das geht!“, antworte ich. „Ansonsten können mein Kollege und ich beim Einstieg helfen“, meint er wiederum. „Das kann ich alleine bewältigen!“

Heutzutage ist es kein Problem, Hilfe beim Einstieg in ein Flugzeug zu bekommen. Wenn es rechtzeitig angekündigt wird! D.h. schon bei Buchung oder spä-

stens 48 Stunden vor dem Flug. Zudem bieten mehrere Flughäfen den Service an, dass vor dem Boarding aller Fluggäste die vorgemerkten behinderten Fluggäste an Bord gehen (Preboarding). Sämtliche Gehhilfen und Rollstühle müssen der Fluglinie vorab genau in ihren Maßen (Höhe, Breite, Tiefe und Gewicht) angegeben werden. Benutzer eines E-Rollis müssen z.B. dafür sorgen, dass die Batterien während des Flugs nicht auslaufen können. Batterien müssen außerdem gegen die Gefahr von Kurzschluss gesichert bzw. isoliert werden. Zusätzliches Gepäck wie Gehhilfen und Rollis werden kostenlos und ohne Anrechnung beim Freigepäck transportiert. Wichtig ist allerdings die vorzeitige Ankündigung bei der Buchung oder eben spätestens 48 Stunden vor dem Flug zu machen. Es sollte für behinderte Menschen durchaus möglich sein zu reisen, jedoch sollte es nicht daran scheitern, dass Organisatorisches unbeantwortet ist! Das ist eine wesentliche Erfahrung für mich.

Die Möglichkeit zu reisen ist oftmals gleichbedeutend damit, dass Ort, Land

und Leute wechseln und das Gefühl aufkommt, dass die eigene Wahrnehmung ebenfalls wechselt. Wir finden uns plötzlich woanders wieder, und die Menschen auf den Straßen schauen anders. Der bergige Aussichtspunkt am Rande der Stadt heißt Kahlenberg und ist einst durch eine große Schlacht (Schlacht am Kahlenberg) bekannt geworden. Die Niederlage der türkischen Gegner hatte zur Folge, dass die Bäcker ein Gebäck in Form des Halbmondes kreierte. Der so genannte Buttergipfel wurde im Laufe der Zeit französisch und als Croissant ein sehr beliebtes Frühstücksgebäck. Das ist europäische Kulturgeschichte.

Heute ist in der Stadt vieles Geschichte. Es gibt eine Unzahl von Sehenswürdigkeiten, die die Würde der Stadt hervorheben. Diese Stadt heißt Wien, was aufmerksame Leser enträtselt haben werden. Für mich ist Wien beim sechsten Besuch keineswegs zu entdecken gewesen, sondern in erster Linie vertraut, und es ist mir darum gegangen, ob ich dorthin reisen kann, obwohl ich körperlich behindert bin. Also ich kann alleine verreisen. Weitgehend selbstständig zu sein ist für mich wichtig, weil ich dadurch eigene Reisewege machen kann. Unabhängig von anderen zu sein, bedeutet für mich auch, dass mich meine körperlichen Behinderungen nicht davon abhalten, eine Reise nach eigenem Willen zu planen.

Und nebenbei bemerkt ist das eine relativ kostengünstige Art zu reisen. Freunde zu besuchen, die einen gerne einladen, an bestimmte Orte führen, die sie selber aufsuchen. Das schafft eine sehr nette, freundschaftliche und private Atmosphäre, die gewiss Vertrauen hervorruft. Noch besser ist es, wenn der Wohnort der Freunde als temporäre Unterkunft dienen kann. Auf diese Weise habe ich Orte kennengelernt, die sogar für die meisten Wiener exotisch sind. Mit Tragetaschen voller MANNER-Schnitten bin ich nach München gefahren, wo ich ebenfalls Freunde besucht habe. Auch die Stadt München



kenne ich bereits. Aufgrund des verregneten Wetters verbrachten wir anfangs Zeit in Museen und in einer Ausstellung im Olympiapark. Zuletzt machten wir eine Schifffrundfahrt auf dem Ammersee.

Die Rückfahrt ist eine Zugfahrt mit dem ICE gewesen. Auf dem besonders geräumigen Schwerbehindertensitzplatz saß ich gut und bequem, nachdem mir ein Freund im Münchner Hauptbahnhof beim Einstieg geholfen hatte. Obwohl in Leipzig eine Rollstuhlfahrerin zustieg, gab es ausreichend Platz für uns beide. Im Bahnhof Berlin-Südkreuz stieg ich aus, und kurze Zeit danach kam ich zu Hause an, womit die Reise zu Ende war.

Falls Sie eine Zugreise alleine antreten, können Sie im Bedarfsfall in Deutschland die Bahnhofsmissionen der jeweiligen Bahnhöfe oder den Begleitservice der Bahn kontaktieren. Abschließend will ich festhalten, dass sich der Aufwand der Reisevorbereitungen auszahlt. Vor allem dann, wenn Sie sich vergegenwärtigen, wie trist es doch zu Hause sein kann.

Ferdinand Ollig



Und diesmal ging es an den Bodensee



Mit unserer kleinen Gruppe (drei Rollis und eine Läuferin) planten und realisierten wir unsere Sommerreise an den schönen Bodensee. Zu unseren Planungen gehörte unter anderem die Auswahl eines Hotels mit rollstuhlgerechten Zimmern, der besten Bahnverbindung von Berlin nach Friedrichshafen, die wir selbst über das Internet recherchierten. Wir haben aber auch die Mobilitätszentrale der Deutschen Bahn einbezogen, über die wir dann auch die Tickets buchten sowie die Ein- und Ausstiegshilfen bestellten. Den Gepäcktransport, den Transport von zwei Faltrollstühlen und einem Fahrrad buchten wir über Hermes. Auch ein Patientenlifter musste angemietet und der Transfer vom Bahnhof Friedrichshafen nach Hagnau am Bodensee, unserem Zielort, organisiert werden.

*Hafeneinfahrt
Lindau*

Am 26. Juli 2009 begann dann unsere Reise. Wir reisten in zwei Gruppen: ein Ehepaar mit zwei Elektrorollstühlen, und das andere Paar bestand aus einer Läuferin und einem Elektrorollstuhlfahrer. Wir benötigten ca. neun Stunden bis zum Zielort. Die eine Gruppe stieg in Mannheim vom ICE in einen Regionalexpress um, die andere in Ulm. Bei der einen Gruppe gab es ein kleines Problem beim Ausstieg in Friedrichshafen, ansonsten war es durchweg eine schöne Reise ohne Komplikationen.

Im Hotel „Hagnauer Hof“ angekommen, übernahmen wir als erstes unsere Zimmer. Unseres lag in der zweiten Etage, war sehr geräumig und hatte einen großen Balkon mit einem weiteren Blick über den Bodensee. Das Bett hatten wir mit einem Balken erhöhen lassen, um den Patientenlifter nutzen zu können. Ich konnte mich in dem Zimmer einschließlich Bad gut mit meinem großen Rollstuhl bewegen. Unsere Freunde hatten es nicht so gut getroffen, denn das Zimmer war für zwei Rollstuhlfahrer zu klein. Aber mit Improvisation ging es einigermaßen. Ich muss auch sagen, dass die Hotelchefin und gute Seele des Hotels, Frau Wlochowitz, sich sehr bemühte, unsere Wünsche im Rahmen der Möglichkeiten zu erfüllen und uns den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen.

Nun inspizierten wir bei schönem Sommerwetter, das auch unsere gesamte Aufenthaltszeit anhielt, unser Urlaubsdomizil. Hagnau ist ein kleines Winzer- und Fischerdorf mit ca. 1.500 Einwohnern unweit von Meersburg, liegt am Nordufer des Bodensees und ist eingebettet in Weinberge und Obstplantagen, hat eine Uferpromenade, eine Seebrücke mit Schiffsanleger sowie eine kleine Fußgängerzone mit vielen Restaurants. Man kann vom Ufer aus weit in die Schweiz blicken, auch Konstanz und Kreuzlingen in der Schweiz sind zu sehen. Es gibt viele Hotels, Pensionen und Ferienwohnungen, was man auch an den vielen Touristen sieht. Nach dem Abendbrot, das wir im Hotel einnahmen, konnten wir noch vor dem Rathaus ein Blasmusikkonzert hören, dem in den nächsten Tagen noch mehrere folgen sollten.

Am nächsten Tag begannen nun unsere Touren rings um den Bodensee. Als erstes ging es per Schiff zur herrlichen Blumeninsel „Mainau“ mit ihren schönen Blumenanlagen und riesigen aus Blumen geformten Tiergestalten. Auch eine ganze Allee mit Mammutbäumen sowie Palmen und Agaven konnten wir bewundern. Ebenso sehenswert waren die barocke Kirche und

ein Schloss aus dem 18. Jahrhundert. Das gesamte Anwesen gehört der gräflichen Familie Bernadotte, die mit dem schwedischen Königshaus verwandt ist.

Zur Schifffahrt ist zu sagen, dass fast sämtliche Schiffe rollstuhlfreundlich sind. Meistens sind auch Rollstuhltoiletten vorhanden. Zu den Fahrpreisen muss ich ausführen, dass die Gewässer von Meersburg in Richtung Hagnau, Friedrichshafen und Lindau als internationale Gewässer gelten und es für Behinderte und deren Begleiter keine Ermäßigung gibt. Zum Beispiel kostete uns die Fahrt von Hagnau nach Bregenz pro Person ca. 25 Euro. Schifffahrten von Meersburg nach Konstanz sind innerdeutsche Gewässer, entsprechend waren die Fahrten für uns Rollstuhlfahrer sowie unsere Begleitung kostenfrei. Nach der Inselbesichtigung ging es per Schiff zurück nach Meersburg, wo wir uns nach Durchfahren der Fußgängerzone in der schönen Altstadt, die teilweise sehr steil anstieg, in einem Restaurant mit Blick auf das Schloss ein schönes Abendessen munden ließen. Der Männerchor und das Jugendblasorchester Meersburg verschönten uns den Abend. Anschließend ging es auf einem schönen Uferweg per Rollstuhl fünf Kilometer zurück nach Hagnau ins Hotel.

Am nächsten Tag schifften wir uns nach Bregenz in Österreich ein. Dort erklimmen wir mittels Kabinenbahn den ca. 1000 Meter hohen „Pfänder“, von wo wir einen schönen Ausblick auf den Bodensee einschließlich der Städte Bregenz und Lindau hatten. In Bregenz konnten wir die Seebühne mit den imposanten Kulissen der Oper „Aida“ besichtigen. Weitere Ausflüge führten uns an verschiedenen Tagen nach Friedrichshafen, Konstanz, Kreuzlingen in der Schweiz und Lindau. Von Lindau rollten wir rund 30 Kilometer zurück nach Friedrichshafen. Wir fuhren auch nach Unteruhldingen mit seinen Pfahlbauten aus den Stein- und Bronzezeit und weiter nach Überlingen. Unterwegs besichtigten wir die barocke Klo-

sterkirche in Birnau, die als Wallfahrtskirche und als Basilika dient. Dort bewunderten wir die herrliche Deckenmalerei.

Nach Überlingen ging es ein zweites Mal, da es uns der schöne Park besonders angetan hatte. Beim zweiten Mal entdeckten wir erst, was auf den Stadtwegweisern kaum ausgewiesen war: äußerst interessante Stadtbefestigungsanlagen in Form von Wällen und Stadtgräben, die vor dem zwölften Jahrhundert entstanden sind, sowie Stadtmauern, die ab dem 13. Jahrhundert erbaut und im 17. Jahrhundert fertig gestellt wurden. Durch die Anlagen führten zum großen Teil mit dem Rollstuhl gut befahrbare Wege. Im 30jährigen Krieg (1618 bis 1648) hielten die Befestigungsanlagen dem Ansturm der Schweden stand. Überlingen hat auch eine sehenswerte Altstadt.

Aber warum in die Ferne schweifen, wenn das Gute liegt so nah. Unser Urlaubsort Hagnau hat eine herrliche Umgebung. Mit Rollstühlen und Fahrrad durchrollten wir Weinberge und Obstplantagen mit steilen Anhöhen und hatten von der Wilhelmshöhe sowie vom Wetterkreuz weite Ausblicke auf den Bodensee. Unterwegs ernteten wir kostenlos Äpfel und Pflaumen, die reif nach uns riefen. Auch sahen wir zum Schweizer Nationalfeiertag auf der Schweizer Seite des Bodensees ein abendliches Feuerwerk von Kreuzlingen bis Romanshorn. Zum Uferfest in Konstanz kreuzte fast die gesamte Bodenseeflotte einschließlich der Segelboote an der Seebrücke von Hagnau vorbei.

So vergingen die 14 Tage am Bodensee zu schnell. Die Rückreise verlief für uns einwandfrei. Unsere Freunde hatten Einstiegsprobleme in den Regionalexpress in Friedrichshafen. Sie konnten erst einen Zug später fahren und erreichten mit Mühe und Not den Anschluss-ICE in Ulm. Aber Ende gut, alles gut. Es war rundum ein schöner Urlaub mit vielen interessanten Erlebnissen.

Ronald Budach

Sportkulturwochenende in der Villa Donnersmarck



Sport ist eigentlich nie wirklich mein Ding gewesen, Bewegung schon – aber wie kann man sich nur so verausgaben, dass man mit einem Wasserfall in Konkurrenz treten könnte? Dem Körper tut Bewegung gut, bitteschön, aber man muss es ja nicht übertreiben... Womit wir mitten im Thema sind: Körper und Geist. Natürlich kann man einem unsportlichen Körper zumeist die geistige Haltung, die zu dem Körper geführt hat, schon ansehen. Anders ist das allerdings bei Menschen mit körperlichen, sprich: gesundheitlichen, Einschränkungen. Darum ging es beim Sonntag des Sportkulturwochenendes in der Villa Donnersmarck, der zeigte, dass es mit der Kraft der Gedanken auch etwas weniger schweißtreibend und doch sehr erfolgreich gehen kann.

Hüpfende Minifußbälle (Bild) begleiteten den Vortrag von Dr. Klaus J. Hempel ebenso wie alle möglichen anderen Sportgeräte. Seine bunte, fröhliche Rollstuhlfahrer-Fan-Gemeinde hätte noch stundenlang weitermachen können mit den Übungen. Während es bei den Zuhörern des Yoga-Vortrags für Fußgänger und

*Rollstuhlsportgruppe
in der Villa
Donnersmarck*

Rollstuhlfahrer weitaus weniger bewegterging und der Geist mehr gefragt war.

Alle Sinne wurden dagegen während des mentalen Muskeltrainings am Nachmittag angesprochen – einschließlich des

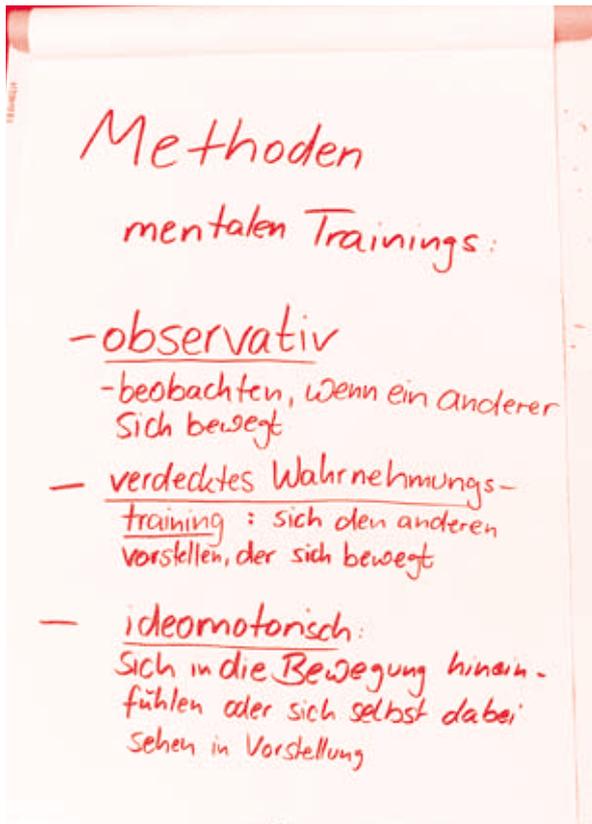
Naserümpfens angesichts aufgeschnittener Zitronen. Die charmannten Damen Sagitta Meißner und Gisela Poppenberg machten am Abend dann die „Bewegung in Gedanken“ zur „Gedankenbewegung“ und setzten das Ganze mit Michael Klink und Renegald Gruwe in bewegende Musik um: in eine Art musikalisches Gehirnjogging. Unterhaltsam, fröhlich, eingängig, mitreißend.

So neu und doch so alt, könnte man sagen. Nach und nach werden die „Geheimcodes“ des Gehirns entschlüsselt – und das, was Glaubensrichtungen, Völ-



*Größenvergleich
beim
Gehirnjogging*

Jeder Gedanke und
jedes Gefühl
lösen im Körper
Energie wirbel aus
(= biochemische Prozesse)
David Bohm, Physiker



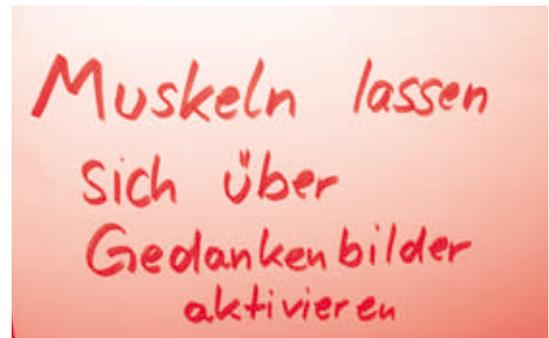
kergruppen, griechische, altägyptische und buddhistische Beschreibungen von Denk- und Verhaltensmustern der Menschen dargestellt haben, das, was sich über Jahrtausende den einen und dann wieder einen anderen Namen gemacht hat, wird Dank prosperierender Hirnforschung nun mit Grafiken, Tabellen und Erläuterungen wissenschaftlich untermauert.

*Renegald Gruwe
und Michael Klink*



„40 Sinnesreize verarbeitet unser Kopf pro Sekunde“, oder „30 Minuten Sport fünfmal pro Woche verbessert die Lernfähigkeit deutlich“, heißt es in der Wissenschaftspresse. Und es werden auch gleich die unterschiedlichsten Fitness-Programme für den Kopf angeboten, z.B. für ein besseres Gedächtnis. Man spricht von Rezeptoren, Botenstoffen, Synapsen und was sich da alles wieso, warum und weshalb im Kopf tut.

Was ich in meinen Kinderjahren, in denen ich sechs Jahre lang fast durchgehend von der Zehenspitze bis knapp unter die Achselhöhle eingegipst war und somit zwangsläufig unbeweglich, instinktiv tat,



nannte man später „autogenes Training“. Heute wird es „mentales Training“ genannt und ist immer noch äußerst gesund – gerade für Menschen mit Behinderung, deren körperliche Einschränkungen ohne großen Aufwand allein durch die Kraft der eigenen Gedanken mit gezielten Übungsprogrammen gesteuert werden können, wenn sie denn diese Gedanken denken wollen. Man sollte sie denken wollen, denn bekanntermaßen sind die Sportlichen unter uns die „gesündesten chronisch Kranken“.

Hannelore Bauersfeld

Moderne Schatzjäger

Manchem mögen die Gestalten ein wenig merkwürdig erscheinen. Sie halten Geräte in ihren Händen, die dem unserer Mobiltelefone ähneln, sie schauen hinter jede Parkbank, suchen in Sträuchern und steigen sogar unter Brücken. Dabei blicken sie stets um sich und achten darauf, von anderen Personen nicht entdeckt zu werden. Bei diesen so konspirativ wirkenden Suchenden handelt sich allerdings nicht um eine Begleiterscheinung der saisonal auftretenden Ostereisuche, sondern um Schatzjäger der modernen Art.

Geocaching nennt sich dieser relativ neue Freizeitsport, der sich zunehmender



Beliebtheit erfreut. Auf Internetseiten wie www.geocaching.com oder www.open-caching.de werden Koordinaten von verborgenen Schätzen veröffentlicht. Mit Hilfe eines GPS-Empfängers (Global Positioning System) macht man sich nun auf die Suche nach diesen. In der Regel han-

delt es sich um eine kleine Plastikbox mit einem Logbuch, in dem die Suchenden ihren Fund vermerken können. Oft befinden sich auch kleine Tauschgegenstände in den sogenannten Cache-Behältern. Der Suchende darf nach dem Fund einen Gegenstand entnehmen und muss im Gegenzug einen anderen am Fundort hinterlegen. Anschließend werden der Fund und der Tauschhandel auf den erwähnten Geocaching-Internetseiten vermerkt. Weltweit sind inzwischen fast eine Million Schätze versteckt, die in verschiedene Kategorien unterteilt sind. Neben dem einfachen Cache, bei dem die Position des Verstecks direkt angegeben wird, gibt es auch schwierigere Varianten. Bei einem Rätsel-Cache etwa ist eine kleine Aufgabe zu lösen, ein Nachtcache kann tatsächlich nur bei Dunkelheit wahrgenommen werden, und mehrstufige Caches beinhalten viele Stationen mit Hinweisen auf einen nächsten Anlaufpunkt.

„Barrierefreies Geocaching“ steckt noch in den Kinderschuhen. Zwar gibt es bereits einige Cachebeschreibungen mit dem Piktogramm „rollstuhlgeeignet“, und auch auf der englischsprachigen Internetseite www.handicaching.com sind wertvolle Hinweise zum Thema Geocaching für mobilitätseingeschränkte Menschen zu finden, doch sind Cacher im Rollstuhl tatsächlich noch eine Seltenheit. In der Villa Donnersmarck soll das Thema in Zukunft aufgegriffen und „Barrierefreies Geocaching“ zu einem festen Bestandteil der Sportaktivitäten werden. Im September hat dazu bereits ein erstes Informationstreffen in der Villa Donnersmarck stattgefunden. Im Anschluss daran wurden einige Schätze in der freien Natur gehoben.

Interessenten erhalten Informationen über weitere Schatzsuchen unter der Telefonnummer 030 / 847 187 0.

Henning Hase



Kurbeln was das Zeug hält

Auch das Handbiken gilt als eine relativ junge Sportart, doch hat die Geschichte des Handbikings ihre Wurzeln bereits im 17. Jahrhundert. Der durch einen Unfall in frühester Kindheit gelähmte Nürnberger Uhrmacher Stephan Farfler entwickelte im Jahr 1655 eine Art Rollstuhl, den er mit Handkurbeln und einer Zahnradübersetzung antrieb. Besonders auf Grund der Zahnradübersetzung wird Farfler neben der Erfindung des selbstanzutreibenden Rollstuhls und des Handbikes auch gern zu den Erfindern des Fahrrads gezählt. Was

immer auch Wahrheit oder Legende sein mag, kaum jemand hätte zur damaligen Zeit gedacht, dass dieses erste Provisorium – Farfler diente es hauptsächlich dazu, am sonntäglichen Gottesdienst teilnehmen zu können – einst zu einem beliebten Freizeitsport für Menschen mit und ohne Handicap werden könnte. Mittlerweile gibt es von Berlin bis New York kaum noch einen Marathon, der auf den Handbike-Wettbewerb verzichtet.

Neben dem Rennbike gibt es zudem Varianten, die mit einem Adapter an fast jeden Rollstuhl montiert werden können. Unter Anleitung und Aufsicht von Profis konnten alle, die Handbiking gern einmal ausprobieren wollten, bislang aber noch keine Gelegenheit dazu hatten, diese Sportart bereits Anfang Oktober in der Villa Donnersmarck kennenlernen. Ab dem Frühjahr sind weitere regelmäßige Treffen vorgesehen. Geplant ist u.a. ein Ausflug auf den Fläming-Skate in Kooperation mit dem Reisebüro der Fürst Donnersmarck-Stiftung. Alle Interessenten können sich unter der Telefonnummer 030 / 847 187 0 informieren oder für die weiteren Treffen anmelden.

Henning Hase

Berlin anno 36 - eine Stadt im (verordneten) Taumel



Die Leichtathletik Weltmeisterschaften 2009 im Berliner Olympiastadion sind zum Anlass genommen worden, die Geschichte des Stadions bzw. diverse sporthistorische Themen an die Öffentlichkeit zu bringen. Dazu gehören auch die Schicksale vieler jüdischer Sportler und Sportlerinnen. Einer von ihnen, der Hochspringerin Gretel Bergmann, wurde jüngst sogar mit einem Spielfilm ein ganz besonderes Denkmal gesetzt.

Im Jahr der Olympischen Spiele in Berlin – 1936 – stand die nationalsozialistische Führung vor einem großen Problem. Als ambitionierter Gastgeber verfügte sie über nur wenige wirklich wettbewerbsfähige Sportler. Außerdem drohte das bedeutende Sportland USA mit einem Boykott der Wettkämpfe, sollten sich im deutschen Kader keine Athleten jüdischen Glaubens befinden.

Um auch weiterhin als weltoffen und tolerant zu erscheinen, holte man in einer „Nacht und Nebel-Aktion“ die talentierte deutsche Hochspringerin Gretel Bergmann aus ihrem englischen Exil zurück. Sie war gezwungen, der Aufforderung Folge zu leisten, andernfalls hätte das schlimmste Auswirkungen für ihre Familie gehabt.

Als wäre nichts geschehen, nahm sie das Training mit der deutschen Mannschaft auf. Bei mehreren Lehrgängen bewies sie wirkungsvoll, wie gut die besondere Maßnahme dem deutschen Sport tat. Dann geschah der hoffnungsvollen Hochspringerin etwas, womit sie nicht im Traum gerechnet hatte: Sie wurde aus der Mannschaft ausgeschlossen!

Ihr vorgezogen wurde unter anderem eine ganz besondere Hochspringerin:

*Berliner
Olympiastadion*

Dora Ratjen eigentlich Horst Ratjen, im Film Marie Ketteler genannt. Diese „Sportlerin“ konnte man anhand der Geschlechtsmerkmale klar als Mann identifizieren. Horst Ratjen sollte als „Konkurrentin“ für Gretel Bergmann herhalten und erringt im Film sogar deren Freundschaft.

Doch der künstliche Aufbau von Rivalität nützte nichts: Die „Sportmädels“ ersprangen lediglich eine bronzene Medaille durch Elfriede Kaun. Ratjen erreichte nur den recht undankbaren vierten Platz, ersprang allerdings bis zu seiner Enttarnung als Mann (zwei Jahre später) noch gute Erfolge.

Gretel Bergmann, die sich entgegen der Filmversion gar nicht im Stadion befunden hatte, unternahm zu diesem Zeitpunkt erfolgreiche Bemühungen, in die USA auszuwandern. Wenn man es so sieht, gab es für sie doch noch eine Art Happy End. In den USA war sie weiterhin als Leichtathletin aktiv und holte sogar Meistertitel. Inzwischen hat sie unter dem Namen Margaret Bergmann-Lambert die amerikanische Staatsbürgerschaft. Ihre frühere „Kameradin“ Horst Ratjen lebte bis zu seinem Tod im vorigen Jahr ruhig und ziemlich zurückgezogen als heterosexueller Mann. Leider äußerte er sich niemals zu seiner spannenden Geschichte.

Am Schluss bleibt mir nur zu sagen, dass ich es gut und wichtig finde, solche interessanten Schicksale vor dem Vergessen zu retten.

Anke Köhler



ZEIT- UND WELTREISEN

In letzter Zeit stoßen historische Themen auf ein großes Interesse. Sie sind geradezu Mode geworden. In den Medien finden wir viele geschichtliche Dokumentationen, Features und Serien. Romane und Filme mit einer solchen Thematik machen uns mit bedeutenden Gestalten der menschlichen Geschichte bekannt, und oft möchte man etwas mehr über sie und ihre Zeit erfahren.

Diesem Bedürfnis kommt ein neuer, prachtvoll gestalteter Großband von Reader's Digest entgegen, der nicht nur ein anschauliches Nachschlagewerk ist, sondern auch Lesevergnügen ist und eine preiswerte Bildungsreise darstellt, ohne dass wir uns den Mühen und Gefahren einer Flug- oder Busreise aussetzen müssen. Ohne unsere Wohnung zu verlassen lernen wir manches Neue kennen und auch Dinge, die wir zu kennen glauben, zeigen sich mitunter in einem ganz anderen Licht in der Geschichte der Menschheit.

Mehr als 200 Artikel berichten kurzweilig über Entdecker und Abenteurer, Wissenschaftler und Erfinder, Künstler, Musiker, Schriftsteller, Philosophen, Religionsstifter, Sportskanonen und manche andere

**SIE PRÄGTEN
UNSERE WELT**
4000 Menschen,
die Geschichte
schrieben,
Reader's Digest,
Verlag DAS
BESTE, Deutsch-
land/Schweiz/
Österreich 2009,
560 Seiten,
Großformat,
ISBN 978 – 3 –
89915- 511 – 2

Persönlichkeiten und die Zeit, in der sie lebten. Es ist ein Wunder, wie es den Herausgebern gelang, diese alle in einem einzigen Buch unterzubringen. Obwohl: Ich hätte mitunter auch gern etwas mehr über einige erfahren und suchte dann noch in anderen Quellen, angeregt durch das vorliegende Werk. Hervorzuheben ist die Fülle von Bildern und ihre opulente grafische Einbeziehung in die Textgestaltung, wodurch eine große Anschaulichkeit entsteht, so dass selbst ein einfaches Blättern zu einer Zeitreise werden oder uns in ferne Gegenden entführen kann. Auch eigene, oft verschüttete Erinnerungen werden wach und bewegen unsere „grauen Zellen“, rufen Vergessenes aus dem Panorama der Menschheitsgeschichte in unsere Erinnerung zurück. Es ist ein Buch für die ganze Familie, das man sich gern schenken lässt und das anregt, noch mehr über die Geschichte und damit verbundene Geschichten wissen zu wollen.

Dr. Rudolf Turber

Ausflugstipp:

Das Internationale Artistenmuseum in Klosterfelde / Barnim

Im märkischen Ort Klosterfelde (Teil der Gem. Wandlitz) befindet sich das internationale Artistenmuseum von Roland Weise. Ursprünglich gehörte die „Documenta Artistica“ als eigene Abteilung zum Märkischen Museum in der Klosterstraße. Dort wurde im Schwerpunkt die Entwicklung des Amüsemments in Berlin (– heißt Zircus, Variete und Kino) dargestellt.

1997 sollte die Abteilung als solche geschlossen werden, um für große Ausstellungen im Hause Platz zu schaffen. Der Kurator (besagter Herr Weise) vertrat die Ansicht, dass die wertvollen Exponate und das phantasievoll aufgemachte Informationsmaterial auch weiterhin dem Publikum zugänglich gemacht werden sollte. Deshalb übersiedelte er mit den Beständen „aufs Land“ nach Klosterfelde. Hier finden einmal im Jahr die „Artistentage“ statt, bei denen Magier, Artisten und andere Unterhaltungskünstler ihr Können zeigen. Ebenfalls kann man dort die ständige Ausstellung sowie kleine Sonderausstellungen besuchen.

Momentan lautet das Motto der Ausstellung „Zircus und Varieté im Film“. Mit Hilfe von Rezensionen, Szenenfotos, Plakaten und Inhaltsabrisse kann der Besucher circensische Filmkunstwerke aus Europa und Übersee kennenlernen. Allerdings ist es in den begrenzten Räumlichkeiten leider nicht möglich, etwa auf Monitoren oder einer Leinwand Aus-

schnitte der Filmproduktionen zu zeigen. Die Phantasie des Betrachters ist gefragt.

Abseits der Sonderausstellung gliedert sich die Sammlung in zwei Teile. Das „Archiv Internationale Artistik“ sowie die „Ruhmeshalle der Artisten“. (Gleichfalls vor Ort Archiv- und Studienräume für Fachleute und Artisten). Ersteres beherbergt zahlreiche Fotografien, frühe Programmzettel (Affiches genannt), Ehrenschleifen und andere Auszeichnungen sowie Materialien zur Artistenloge „Treu



Modell „Zirkus Sarrasani“ im Artistenmuseum

wie Jold“, der auch der Museumschef angehört.

In der Ruhmeshalle sieht man Requisiten, Berufsausweise, Auftrittsphotografien etc. einzelner Künstlerpersönlichkeiten oder bekannter Ensembles.

Internationales Artistenmuseum

Öffnungszeiten:
Mo-Fr. 9:00 –
18:00 Uhr
Liebenwalder
Damm 2,
Sa, So, Feiertage
14 – 18 Uhr
16348 Klosterfelde
(Gemeinde
Wandlitz)

Hierbei stach etwas Ungewöhnliches für mich besonders heraus. Neben einem Auftrittskleid der Eisbärenkomptese Doris Böttcher findet man auch einen über zwei Meter großen ausgestopften Eisbären aus ihrer Dressurgruppe beim Staatszirkus der DDR. Dieses Tier arbeitete dort gemeinsam mit Tosca, der Mutter des populären Zoo-Eisbären „Knut“.

Anke Köhler

Aus dem Veranstaltungsprogramm der Villa Donnersmarck

Schädestraße 9-13, 14165 Berlin, T: 847 187 0, villadonnersmarck@fdst.de, www.fst.de

Musikalischer Abend I

Buona Sera, das neue Programm von Michael Klink und Reginald Ruwe. Latin, Jazz und Swing aus Europa und Latein- und Südamerika.

Freitag, 12. März 2010,

18.00 – 20.00 Uhr

Villa Donnersmarck

Kosten: 5,00 Euro

Essen á la carte

Anmeldung erbeten.

Theaterpremiere „Von Kopf bis Fuß auf Kino eingestellt“

Als der Film zu sprechen und zu singen begann. Jetzt war der Film ein Tonfilm
Premiere der Theatergruppe der Fürst Donnersmarck-Stiftung mit Liedern von 1928 – 1934.

Texte: Hand Bernhard Seth

Kostüme: Regine Stephan

Musikalische Leitung und am Piano:

Tobias Bartholmess

Gesamtleitung und Regie:

Bernd Kummer

Samstag, 24. April 2010,

18.00 – 20.30 Uhr

Weitere Termine: 8. Mai, 7. Juni 2010

Hinter den Kulissen I

... der Hubschrauberstaffel der Berliner Polizei

Einsatzgebiete, technische Fakten, Einsatz von Wärmekameras u.a. stehen auf der 1,5 stündigen Infoveranstaltung bei der Hubschrauberstaffel der Berliner Polizei in Ahrensfelde.

Montag, 14. April 2010

Zeit: 10.30 Uhr/ca. 1,5 Stunden +

anschließendem Kantinenbesuch

Treffpunkt: wird noch bekannt gegeben.

Kosten: 5,00 Euro

Anmeldung erbeten.

Sonntags in der Villa – der Kultursonntag

Sonntag, 28. März 2010

„Im Rollstuhl zum Polarkreis“

14.00 – 15.30 Uhr

Ein spannender Reisebericht in Wort und Bild über eine Reise für Handycaps unter extremen Bedingungen mit anschließender Zeit für ein Gespräch. Von und mit Horst und Petra Rosenberger

16.00 – 17.00 Uhr,

Vernissage mit Musik

„Der Augenblick“ Impressionen in Pastell von Horst Rosenberger.

Um Anmeldung wird gebeten

Lotsin im Behördenschungel

Die Beauftragte für Menschen mit Behinderung
im Bezirk Reinickendorf

Die Hermsdorferin Claudia Meier ist seit Dezember 2008 die neu gewählte Beauftragte für Menschen mit Behinderung in Reinickendorf. Aber neu ist sie eigentlich nicht, denn seit 2003 war sie die Geschäftsführerin und Koordinatorin beim Beauftragten für Menschen mit Behinderung in Reinickendorf. Die 58-Jährige ist von Beruf Physiotherapeutin und hat schon immer gerne mit Menschen mit Behinderung gearbeitet: Als langjährige Therapeutin im öffentlichen Kinder- und Jugendgesundheitsdienst und in der Risikoberatungsstelle im Bezirksamt Reinickendorf.

Die dringendsten Aufgaben ihrer neuen Tätigkeit sieht sie in der Herstellung der Barrierefreiheit im öffentlichen Raum, und sie bezieht auch Einrichtungen im öffentlichen Gesundheitswesen, wie z.B. Praxen mit ein. Hier hilft ihr das physiotherapeutische Fachwissen, und sie kann Architekten und Bauherren z.B. beim Einbau einer behindertengerechten Toilette kompetent beraten. Dringenden Handlungsbedarf sieht sie in der Schaffung weiterer behindertengerechter und auch bezahlbaren Wohnungen im Bezirk.

Die Zusammenarbeit mit den anderen Behindertenbeauftragten hält sie für gut. Für sie ist ein regelmäßiger und kooperativer Austausch nicht nur auf gesamtberliner Ebene, sondern auch mit den im Bezirk ansässigen Verbänden, freien Trägern und Selbsthilfegruppen sehr wichtig. Dass das gut funktioniert, kann man an dem seit 19 Jahren stattfindenden Reinickendorfer „Tag für Menschen mit und

ohne Behinderung“ erkennen, der weit über die Grenzen Reinickendorfs bekannt ist. Die diesjährige Veranstaltung fand erstmalig im Märkischen Viertel statt. Gerade in dem etwas in die Jahre gekommenen Märkischen Viertel wohnen sehr viele ältere Menschen, aber auch viele kinderreiche Aussiedlerfamilien. Mit Hilfe der Gelder des Stadtumbaus West wird dieses Gebiet in den nächsten Jahren umfangreich saniert. Besonders freut es die Beauftragte für Menschen mit Behinderung, dass auch die Barrierefreiheit eine Rolle spielen wird. Barrierefreiheit kommt nicht

nur Senioren und Menschen mit Behinderung, sondern auch Kinderwagen schiebenden Familien zugute. Sogar einen Seniorenspielplatz mit Geräten zur Gleichgewichtsförderung, die gleichzeitig auch behinderte Kinder nutzen können, hat sie angeregt.



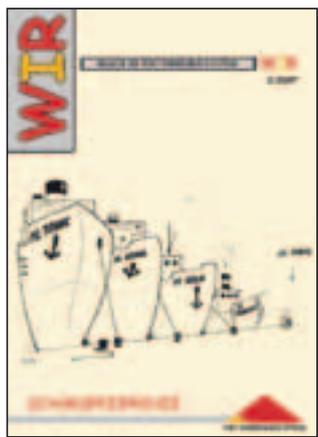
Claudia Meier

Sprechstunde:
Dienstag von 10 bis 12 Uhr und
Donnerstag von 16 bis 18 Uhr.
Rathaus Reinickendorf, Eichborndamm 215-239
13437 Berlin, Raum 19 EG

Das Besondere im Bezirk ist die lange Tradition der Behindertenarbeit. Daraus hat sich das seit vielen Jahren zweimal im Jahr stattfindende Behinderten- und Seniorenparlament entwickelt. Behindertenverbände, freie Träger, Selbsthilfegruppen und viele einzelne Bürger nehmen an diesen Veranstaltungen teil.

Ein weiteres Aufgabengebiet ist für sie die Ombudsfunktion. Menschen mit Behinderung können sich an Sie wenden, wenn diese nicht mehr weiter wissen. Oft rufen auch Menschen an, die einsam sind und einfach nur reden wollen. Sie macht das gerne, hat aber zunehmend weniger Zeit dafür.

Thomas Boldin



Aus dem Inhalt:

- Europa für alle – barrierefreier Tourismus
- Para-Comedy
- Gott, Humor und Behinderung
- Den Schwung des Hammers lernen
- Wenn die Welt zum Dorf wird
- Handicapped Diving
- Behinderte in Literatur & Unterhaltungsbranche



Aus dem Inhalt:

- Familienratgeber erhält neues Gesicht
- „Miteinander Leben 2008“
- Behindert - na und? Jugendliche machen ihren Weg
- Eingliederungshilfe
- Eine Schiffsfahrt nach Potsdam
- Rollstuhlbasketball: Fit ür Peking
- 2030 - Aufstand der Alten
- Mundmalworkshop für Kinder



Aus dem Inhalt:

- Forschungspreis 2009
- Das P.A.N. Zentrum
- Patientenverfügung: Willensentscheid oder überflüssige Formalität?
- FASD - Nie gehört
- Ist Comedy noch humorvoll?
- Jour Fixe
- Barrierefreiheit des Großflughafens
- Die FDH-Kickers im Turnier
- ECA für Verwaltungen

Sie möchten regelmäßig die WIR lesen?

Die WIR erscheint zwei Mal im Jahr und wird Ihnen gerne **kostenlos** zugesandt. Bitte senden Sie uns den ausgefüllten Bestellcoupon oder faxen Sie eine Kopie an 030-76 97 00-30.

Die WIR gibt es auch zum download unter www.fdst.de



Name

Straße

PLZ

Ort

E-Mail

Ich möchte gerne regelmäßig und kostenlos die WIR erhalten

Ich möchte weitere Informations- und Veranstaltungsangebote der Fürst Donnersmarck-Stiftung

An die
Fürst Donnersmarck-Stiftung
Öffentlichkeitsarbeit
Dalandweg 19

12167 Berlin (Steglitz)

- Ich brauche.....Exemplar(e)
- der aktuellen Ausgabe
 - der Ausgabe 1/2008
 - der Ausgabe 1/2009
 - der Ausgabe.....

Die Fürst Donnersmarck-Stiftung und ihre Teilbereiche:

Fürst Donnersmarck-Stiftung zu Berlin

Dalandweg 19, 12167 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 76 97 00-0

Fürst Donnersmarck-Haus

P.A.N. Zentrum

Wildkanzelweg 28, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 06 06-0

Wohnheim am Querschlag

Am Querschlag 7, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 40 10 36 56

Ambulant Betreutes Wohnen

Wohngemeinschaften und Betreutes Einzelwohnen

Babelsberger Str. 41, 10715 Berlin
Tel: 0 30 / 85 75 77 30

Ambulanter Dienst

Eichhorster Weg 25, 13435 Berlin (Wittenau)
Tel: 0 30 / 40 60 58-0

Freizeit, Bildung, Beratung

Villa Donnersmarck

Schädestr. 9-13
14165 Berlin (Zehlendorf)
Tel: 0 30 / 84 71 87-0

blisse 14

Blissestr. 14, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Gruppenräume:
Eingang Wilhelmsaue
Tel: 0 30 / 8 47 187 50

Café blisse 14

Blissestr. 14
10713 Berlin (Wilmerdorf)

Wohnanlage für Behinderte

Zeltinger Str. 24, 13465 Berlin (Frohnau)
Tel: 0 30 / 4 01 30 28

Gästehaus Bad Bevensen

Alter Mühlenweg 7, 29549 Bad Bevensen
Tel: 0 58 21 / 9 59 -0

Reisebüro

Blissestr. 12, 10713 Berlin (Wilmerdorf)
Tel: 0 30 / 8 21 11 29

HausRheinsberg Hotel am See

Donnersmarckweg 1, 16831 Rheinsberg
Tel: 03 39 31 / 3 44-0

FDS Gewerbebetriebsgesellschaft mbH

Hausverwaltung/Vermietung
Amalienstraße 14, 12247 Berlin (Steglitz)
Tel: 0 30 / 7 94 71 50

Internet: www.fdst.de